Bischof Dr. Gerhard Feige

Lebensweise, nicht Weltanschauung

Impressum

Herausgegeben von der Pressestelle des Bistums Magdeburg Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg bistum-magdeburg.de Redaktion, Gestaltung: pbm Fotos: Fotografia Felici, Victoria Kühne, KNA, Bistum Magdeburg Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

"Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit"6
Eine Grundfunktion des Christseins8
Wozu soll Glaube gut sein?10
Spaltungen überwinden und Versöhnung schaffen12
Zwischen Sorge und Zuversicht16
Basis des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders17
Identität und Offenheit19
Katholisch im "Lande Luthers"22
Keine Flucht in die Innerlichkeit25
Lasst euch mit Gott versöhnen34
In allen Spannungen dem vertrauen, der uns gerufen hat39
Auf Hilfe angewiesen43
Österliche Konsequenzen44
Religiöse Aufbrüche sind nicht zwingend kirchlich47
Das hat eine neue Qualität und die gilt es zu feiern50
Mein Gott ist die Fülle52
"Ihr sollt die Menschen froh machen!"56
Musik zählt zu den elementaren Ausdrucksformen59
Demokratie ist alltäglicher als der Traum von ihr62
Wir brauchen eine Kultur der Aufmerksamkeit63

"Das Christentum ist ja keine Weltanschauung, keine Theorie, sondern eher eine Lebensweise." Dieses Wort von Bischof Gerhard Feige hat dem Titel der vorliegenden Broschüre Pate gestanden. Zugleich wirft es aber auch ein Licht auf die darin enthaltenen Predigten, Grußworte, Briefe, Interviews und weiteren Beiträge. Sämtliche Texte stammen aus dem Zeitraum vom Herbst 2006 bis zum Sommer 2007. Viele haben einen mehr oder weniger deutlichen Bezug zum Bistum Magdeburg.

Mit dieser Veröffentlichung werden die vorausgegangenen Publikationen von Ansprachen und anderweitigen Äußerungen des Bischofs "Übergänge gestalten" (2005) und "Geistlich herausgefordert" (2006) weitergeführt.

Für das Entgegenkommen, anderenorts erschienene Texte auch hier abdrucken zu können, danken wir der Magdeburger Volksstimme und der Mitteldeutschen Zeitung aus Halle, der Katholischen Nachrichtenagentur und der Zeitschrift musica sacra, der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig und dem Verlag Janos Stekovics.

Thomas Lazar Bistum Magdeburg

"Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit"

Grußwort zur Magdeburger Bischofschronik

"Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit." Diese tiefsinnige Feststellung einer 99jährigen italienischen Politikerin trifft auch auf die katholischen Christen zwischen Altmark und Burgenland, zwischen Harz und Elbe-Elster-Kreis zu, die sich seit 1994 wieder eines eigenen Bistums Magdeburg erfreuen. Obwohl es erst wenige Jahre besteht und eines der jüngsten Bistümer in Deutschland ist, sieht es sich doch in der Kette einer alten und ehrwürdigen Tradition. Sein weites Gebiet mit über 23 000 Quadratkilometern, das es zum flächenmäßig viertgrößten der 27 deutschen Bistümer macht, gehörte im Mittelalter zu den Bistümern Verden, Havelberg, Brandenburg, Halberstadt, Magdeburg, Mainz, Naumburg, Merseburg und Meißen.

Am deutlichsten und bewusstesten knüpft es an die Geschichte des Erzbistums Magdeburg an, das 968 gegründet wurde und bis zur Reformation bestand. So tauchen zum Beispiel in seinem Wappen die Farben rot-weiß (beziehungsweise silbern) des alten Erzbistums auf, 1968 nahm man dessen Errichtung vor 1000 Jahren zum Anlass, feierlich darauf einzugehen, und Norbert von Xanten, der die Geschicke der Magdeburger Kirche als 13. Erzbischof von 1126 bis 1134 geprägt hat, ist der Hauptpatron des neuen Bistums. Schon seit 1982 sehen sich die katholischen Christen dieses Gebietes unter seinem besonderen Schutz. Seinen Namen tragen nicht nur mehrere Gemeinden, auch das katholische Gymnasium in Magdeburg hat sich ihn erwählt. Als weitere Bistumspatrone gelten Mauritius, unter dessen Patronat auch das Erzbistum stand, und Gertrud von Helfta, eine der großen Mystikerinnen des 13. Jahrhunderts. Aber auch noch andere vorreformatorische Heilige und Selige Mitteldeutschlands sind im Bewusstsein, werden gefeiert und finden sich in einer eigenen Bistumslitanei wieder. Auf die Epoche des Erzbistums verweisen zudem mehrere alte Kirchen, die trotz dessen Untergangs und der späteren Aufhebung von 17 Klöstern, die die Reformation überlebt hatten, katholisch geblieben oder wieder dazu geworden sind.

Katholischer Glaube ist aus dem Magdeburger Raum also nie völlig verschwunden. Aus Missionen für Soldaten und Studenten entstanden im 18. Jahrhundert einige neue Pfarreien. Wirtschaftlicher Aufschwung und damit verbundene Zuwanderung führten im 19. Jahr-

hundert zu weiteren Gemeindegründungen. Am stärksten wuchs die Zahl der Katholiken im Bereich des heutigen Bistums Magdeburg jedoch infolge der durch den II. Weltkrieg ausgelösten Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten an. Inzwischen ist sie wieder auf etwa 100.000 zurückgegangen. Während die wenigen Katholiken Mitteldeutschlands bis ins 19. Jahrhundert hinein dem sogenannten Apostolischen Vikariat der Nordischen Mission unterstanden, übernahm für sie seit 1821 das Bistum – später Erzbistum – Paderborn immer mehr die Verantwortung. Trotz deutsch-deutscher Teilung und einer dadurch bedingten und notwendig gewordenen Entwicklung zu größerer Selbstverantwortung der Magdeburger Kirchenleitung gehörte man territorial und relational bis zur Entscheidung für ein eigenes Bistum im Jahre 1994 dankbar und gern zu Paderborn. Seit nunmehr 11 Jahren selbständig braucht sich das neue Bistum mit seinen Gläubigen und Einrichtungen nicht zu verstecken. Unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen haben wir schon in vielfältiger Weise Erfahrungen gemacht, mit Möglichkeiten und Begrenzungen umzugehen, und hoffen, auch weiterhin zukunftsträchtige Lösungen zu finden.

Was für eine bewegte Geschichte liegt doch hinter uns mit Höhen und Tiefen, Ab- und Aufbrüchen, Erfolgen und Versagen, Anpassung und Widerstand! Mit wie viel Mut und Phantasie ist immer wieder das Evangelium Jesu Christi verkündet und in die Tat umgesetzt worden! Durch welche Nöte und Schwierigkeiten sind die Gemeinden in all den Jahrhunderten, aber auch in den letzten Jahrzehnten hindurchgegangen! Wie viele haben in ihnen Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden! In welchem Maße ist an der "Straße der Romanik" und im Kernland der lutherischen Reformation aber auch das ökumenische Bewusstsein und die Verbundenheit zwischen den größtenteils zugewanderten Katholiken und den zumeist einheimischen evangelischen Christen gewachsen! Das alles sollte nicht vergessen werden.

Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und unserer Identität. Menschen müssen wissen, wo sie herkommen und ihre Wurzeln sind. Eine Gesellschaft ohne Gedächtnis wird krank und kann leichter manipuliert werden. Ein lebendiger Bezug zur Vergangenheit aber stärkt das Selbstbewusstsein und weitet den Horizont, bietet Korrektiv und Trost, lässt auch demütig und dankbar werden und kann sogar dazu bewegen, sich mutig und phantasievoll den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen.

In diesem Sinn begrüße ich die Veröffentlichung der ins Deutsche

übersetzten Magdeburger Bischofschronik sehr und wünsche ihren Leserinnen und Lesern erhellende Einblicke in die frühe Kirchengeschichte unserer Region und die Vorstellungswelt mittelalterlicher Chronisten.

Aus: Magdeburger Bischofschronik, übers. von H. Michaelis, herausgegeben von E. W. Peters, Verlag Janos Stekovics, 2006, 7f.

Eine Grundfunktion des Christseins

Grußwort zum fünfjährigen Bestehen der St. Franziskus-Grundschule zu Halle im Herbst 2006

Als gebürtigem Hallenser ist es mir eine besondere Freude, der St. Franziskus-Grundschule zu ihrem fünfjährigen Bestehen gratulieren zu können.

Ich erinnere mich dabei mit sehr gemischten Gefühlen meiner Schulzeit unter ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen: der ersten acht Jahre in der Glauchaschule II und der zum Abitur hinführenden folgenden vier Jahre in der sogenannten Erweiterten Oberschule "August-Hermann-Francke".

Damals konnte ich nur noch davon erzählen hören, dass es auch in Halle einmal eine katholische Volksschule gegeben habe. Sie war 1864 öffentlich anerkannt und nach Jahrzehnten segensreichen Wirkens durch die Nationalsozialisten wieder aufgelöst worden. Einige ihrer ehemaligen Lehrerinnen habe ich in meiner Jugendzeit sogar noch kennen gelernt, und manche Ältere in unseren Gemeinden bezeugen bis heute die Verdienste dieser Schule.

Mit ihr kam schon damals zum Ausdruck, dass katholische Kirche nicht nur Gottesdienst feiert und sich sozial-caritativ engagiert, sondern auch ihren Verkündigungs- und Bildungsauftrag sehr ernst nimmt. Kirche, Krankenhaus und Schule verkörpern gewissermaßen die drei Grundfunktionen unseres Christseins: Gott die Ehre zu erweisen, Bedürftigen beizustehen und Suchenden die Augen für christliche Werte und Haltungen zu öffnen.

Ich freue mich, dass nach der gesellschaftspolitischen Wende in Halle auch dieser dritte Aspekt mit dem Elisabeth-Gymnasium und der St. Franziskus-Grundschule eine deutliche Verstärkung erfahren hat.

Ohne das Zusammenwirken vieler wäre es freilich nicht zur Gründung und Entfaltung dieser Schulen gekommen. Und so möchte ich zunächst allen sehr herzlich danken, die seitdem zum Erhalt und zur Ausstrahlung dieser Bildungseinrichtungen beigetragen haben. Manche Schwierigkeiten galt es zu überwinden.

Auch wenn das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland die Errichtung von Schulen in privater Trägerschaft sichert und ein staatliches Schulmonopol verhindert, wurden solche Alternativen doch nicht überall als echte Bereicherung verstanden. Vielmehr war gelegentlich der Vorwurf zu hören, man wolle sich von den anderen abkapseln und dünke sich, etwas Besseres zu sein. Auch innerkirchlich wurde zu bedenken gegeben, ob es nicht lebenstüchtiger mache, inmitten Andersdenkender heranzuwachsen als sich jahrelang im Kreise Gleichgesinnter zu bewegen. Und außerdem befürchteten manche, dass der Besuch einer katholischen Schule eigenartigerweise Kinder und Eltern sogar den Gemeinden entfremden könne.

Solche Anfragen könnten uns Ansporn sein, unsere Motive zu überprüfen und Gegenbeweise anzutreten. Auf jeden Fall versteht sich keine unserer katholischen Schulen als elitäre Lehranstalt für Besserverdienende, religiöses Ghetto oder liberales Konkurrenzunternehmen zu den Ortsgemeinden. Mit ihnen soll vielmehr den Eltern eine Möglichkeit geboten werden, ihre Erziehung im christlichen Geist zu ergänzen, und den Schülern, nicht nur gediegene Kenntnisse zu erwerben und sich ganzheitlich zu entfalten, sondern auch ihr Leben und die Welt tiefer zu verstehen. In unserer extremen Diasporasituation kann eine solche Schule darüber hinaus auch jungen Christen, die sich sonst fast nur als gesellschaftliche Außenseiter erleben, zu einem einigermaßen gesunden Selbstbewusstsein verhelfen. Dabei ersetzt jedoch auch eine katholische Schule weder die Familie noch die Zugehörigkeit zu einer lebendigen Gemeinde.

Ich wünsche der St. Franziskus-Grundschule auch weiterhin eine erfolgreiche Entwicklung mit aufgeschlossenen und interessierten Schülerinnen und Schülern, einem überzeugenden Unterricht und einem liebenswürdigen Geist. Dazu erbitte ich allen, die sich mit dieser Schule verbunden wissen, Gottes reichen Segen.

Wozu soll Glaube gut sein?

Weihnachtsartikel für die Magdeburger Volksstimme

Was wäre ein Bilderrahmen ohne Bild? Vielleicht aufwendig gestaltet und nett anzuschauen, aber inhaltsleer und fragwürdig. Manchmal erweckt das Weihnachtsfest heutzutage in unseren Breiten den Eindruck, nur noch ein großartiger goldener Rahmen zu sein; das Bild aber, dessentwegen man ihn angefertigt hat, ist inzwischen verblasst, übertüncht oder ersetzt. Wer feiert Weihnachten noch bewusst als Geburtsfest Jesu von Nazareth, als Ankunft des Sohnes Gottes auf Erden?

Dazu müsste man glauben können, aber damit tun sich viele schwer. Glaube erscheint als ein Relikt der Vergangenheit, eine infantile Verhaltensweise – aufgeklärter Menschen des 21. Jahrhunderts unwürdig. Und die mit Glauben in Verbindung gebrachten Kirchen gelten – im Sinne früherer Marxisten und ihrer geistigen Nachfolger – wenigstens unbewusst noch immer als "bürgerlich-kapitalistische Verdummungsanstalten". Wozu soll Glaube überhaupt gut sein? Gilt es für einen modernen Menschen nicht, ganz auf Wissen zu setzen?

"Woran glaubt, wer nicht glaubt?, lautet der Titel des öffentlichen Briefwechsels zwischen Carlo Martini, dem früheren Mailänder Kardinal, und Umberto Eco, der durch seinen Roman "Im Namen der Rose" berühmt geworden ist. Ein Christ und ein Nichtchrist spüren darin von unterschiedlichen Positionen her der Frage nach, was das Leben sinnvoll macht, wovon man – auch in Krisen – getragen werden kann, woher Werte kommen und wofür es sich einzusetzen lohnt. Ohne jeglichen Glauben würden wir Menschen verkümmern. Wer meint, für ihn gelte allein exaktes Wissen, macht sich etwas vor. Wie oft wird auch da blindlings vertraut! Niemand hat die Zeit und macht sich die Mühe, jeden angeblichen Beweis selbst zu überprüfen. Treffend hat dazu Christa Nickels bemerkt: "Wenn man sieht, was die Politiker den Wissenschaftlern alles glauben, dann sind die Teilnehmer an einer Marienprozession staubtrockene Realisten." Doch je mehr wir zu wissen glauben, desto größer wird auch die Skepsis, ob all diese Erkenntnisse uns tatsächlich nützen oder glücklicher und menschlicher machen.

Die Welt mathematisch-naturwissenschaftlich zu erfassen, ist eine Zugangsweise zur Wirklichkeit; sich ihr ganzheitlich – d.h. im Glauben – zuzuwenden, eine andere. Schon im Verhältnis zu anderen Menschen spielen nicht nur deren Größe, Gewicht oder Nutzen eine Rolle. Sympathie oder Liebe zum Beispiel lassen sich zwar aufgrund

gewisser Anzeichen oder ausdrücklicher Bekundungen erahnen – aber letztlich nicht beweisen. Man kann auch belogen und betrogen werden und raffinierten Täuschungen erliegen. Wer aber anderen nicht dauernd misstrauisch begegnen will, kommt nicht umhin, es mit Vertrauen und Glauben zu probieren. Das ist ein Wagnis, eröffnet aber neue Horizonte und neue Lebensmöglichkeiten.

Noch spannender, radikaler und folgenreicher wird es, wenn jemand anfängt, tiefer über sich, das Leben und die Welt nachzudenken, wenn sich die Ahnung einstellt, dass da doch noch mehr ist als eine berechenbare Welt, wenn Gott ins Spiel kommt. Für Christen ist er nicht etwa nur ein höchstes Prinzip, irgendein absolutes Sein oder eine unpersönliche Schicksalsmacht, sondern jemand, zu dem man trotz seiner Unbegreiflichkeit Du sagen kann. Und mit der Person des Juden Jesus, der vor etwa 2000 Jahren in Palästina gelebt hat, verbindet sich der Glaube, dass in ihm Gott selbst in die Weltgeschichte eingegangen ist und anfassbar wurde, ja dass er gewissermaßen das authentische Bild des unsichtbaren Gottes, aber auch der Inbegriff des exemplarischen Menschen sei, quasi sein Prototyp. Das lässt sich nicht naturwissenschaftlich beweisen, wird aber seitdem von Unzähligen geglaubt und hat deren Leben positiv verändert.

Ein solcher Glaube versteht sich nicht als Träumerei, sondern stellt sich der Vernunft und der Welt, wie sie ist, mit ihren Möglichkeiten und Bedrohungen, Faszinationen und Grausamkeiten, Freuden und Leiden. Er ist kein Opium für Arme oder Luxus für Betuchte. Auch wenn er oft in der Geschichte instrumentalisiert oder missbraucht wurde, ist er keine militante Ideologie, die Hass und Gewalt rechtfertigen kann oder darf. Christlicher Glaube ist auf Gemeinschaft angelegt und erschöpft sich nicht in religiösen Gefühlen. Gegen allen Egoismus und alle Gleichgültigkeit drängt er zum Handeln: zum Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für soziale Gerechtigkeit und einen barmherzigen Umgang miteinander. Dabei erliegt er aber nicht der Illusion, das Paradies auf Erden errichten zu können. Er kennt auch eigenes Versagen, weiß um alle Unvollkommenheit und Sünde und hofft doch immer wieder auf Gnade, Umkehr und Versöhnung.

Das alles hat durchaus mit Weihnachten zu tun. Darum verdient dieses Fest auch nicht nur einen goldenen Rahmen. Noch mehr ist seine Botschaft – das eigentliche Bild – es wert, beachtet zu werden: als Ermutigung zum Leben, zu Freude und Zuversicht.

Veröffentlicht in der Magdeburger Volksstimme am 22. Dezember 2006

Spaltungen überwinden und Versöhnung schaffen

Predigt am 24. Dezember 2006 in der Kathedrale St. Sebastian (*Jes 9, 1–6; Tit 2,11–14; Lk 2, 15–20*)

Gesetzt den Fall, jemand würde Sie heute Abend fragen, welche drei Gestalten der Weihnachtsgeschichte die wichtigsten sind, für wen würden Sie sich da wohl entscheiden? Maria und Josef mit dem Kind? Oder die Engel und die Hirten und das Kind?

Ochs und Esel an der Krippe

Vermutlich würden die wenigsten sich auf diejenigen festlegen, die auf dem Giebelfeld eines Mailänder Sarkophagdeckels aus dem 4. Jahrhundert zu sehen sind: das göttliche Kind inmitten von Ochs und Esel. Darauf beschränken sich jedoch einige der ersten bildlichen Darstellungen der Geburt Christi. Auch da, wo andere Figuren hinzutreten oder wichtiger werden, bleiben Ochs und Esel fast immer – bis in die Gegenwart hinein – vertraute Elemente dieser Szene.

Wie kommen diese beiden Tiere eigentlich zu solcher Ehre, wo sie im Weihnachtsevangelium doch gar nicht erwähnt werden? Offensichtlich hat die Rede von einer "Krippe" schriftkundige Christen an einen Ausspruch Gottes beim Propheten Jesaja erinnert (1,3): "Der Ochs kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber erkennt nicht, mein Volk hat keine Einsicht." Viele Kirchenväter bringen diesen Vers jedenfalls mit der Geburt Christi in Verbindung. Während die unvernünftigen Tiere instinktiv wissen, zu wem sie gehören, meinen die klugen und weisen Menschen oftmals, sich selbst zu genügen und keiner Erlösung zu bedürfen.

Ochs und Esel sind aber auch symbolisch gedeutet worden. Mehrere Kirchenväter sehen im Ochsen das Sinnbild für das jüdische Volk, das unter dem schweren Joch des mosaischen Gesetzes lebte, während der Esel die Heiden verkörperte, die mit der Sünde des Götzendienstes beladen waren. Zugleich repräsentieren beide Tiere damit die Gruppen der jüdischen Hirten und die heidnischen Weisen, die zur Krippe eilen. Allen – so die damit verbundene Botschaft – kann das Kind in der Krippe unnötige Sorgen und Ängste nehmen, Befreiung oder wenigstens Erleichterung verschaffen und neue Hoffnung bringen.

Und schließlich weist die Darstellung von Ochs und Esel noch auf etwas anderes hin. Beide Tiere galten als unverträglich und sollten deshalb nicht gemeinsam an einen Pflug gespannt werden. Wenn sie nun an der Krippe so einträchtig beieinander stehen, ist dies auch ein Ausdruck dafür, dass Gott mehr vermag als wir Menschen und nichts als völlig aussichtslos erscheint. In und durch den geborenen Gottessohn führt er Menschen, zwischen denen Welten lagen, zusammen, überwindet Spaltungen, heilt Wunden, schafft Versöhnung und bewirkt Einheit.

Eine gespaltene Welt

Ist das aber die Wirklichkeit? Erfahren wir sie nicht oftmals ganz anders? Trotz der Ausbreitung des Christentums gab es auch weiterhin massive Gegensätze und Barrieren in den verschiedenen Gesellschaften: zwischen Gruppen, Schichten und Klassen, zwischen Einheimischen und Fremden, Gewinnern und Verlierern, Herrschern und Be herrschten? Da entstanden im Mittelalter wunderbare Doppelkapellen, die nicht einten, sondern trennten: Der Adel versammelte sich im oberen Raum, das einfache Volk unten. Da konnten noch im letzten Jahrhundert mancherorts weiße und schwarze Christen nicht zusammen Gottesdienst feiern und mussten je eigene Kirchen errichten. Da gelingt es in Indien heutzutage selbst der Kirche immer noch nicht, das Kastenwesen zu überwinden.

Wie oft wurden Unterschiede und Gegensätze nicht gemindert, sondern eher zementiert oder sogar noch verschärft.

Und unsere Gesellschaft? Scheint nicht auch sie auseinanderzudriften? Schon lange wurde in unserem Land nicht mehr so deutlich von Schichten und Milieus gesprochen wie in diesem Jahr. Schon lange ist uns nicht mehr so klar vor Augen geführt worden, dass es in Deutschland eine "neue Unterschicht" geben soll. "Die Republik teilt sich." – so konnte man unlängst in einer renommierten Wochenzeitschrift lesen – "Nie in ihrer Geschichte lagen Reich und Arm weiter auseinander. Auf der einen Seite wächst der Wohlstand, auf der anderen die Gruppe der wirtschaftlich Ausgegrenzten."

Neue Schichten auf der einen Seite; auf der anderen scheint in den letzten Jahren auch das Bewusstsein neuer sozialer und kultureller Milieus gewachsen zu sein. Zehn verschiedene – so eine Studie – soll es geben, aus der unsere Gesellschaft besteht oder in die sie zerfällt: von Traditionsverwurzelten, Etablierten und DDR-Nostalgikern bis zu Konsum-Materialisten und modernen Performern – Wohlfühlgruppen, die sich weitgehend nur noch selbst verstehen oder mögen.

Sicher ist in einer modernen Welt vieles differenzierter und anonymer. Wir kommen nicht mehr so zusammen wie früher. Aber lebt tatsächlich inzwischen jede und jeder zusammen mit einigen anderen gleicher Gesinnung oder ähnlichen Geschmacks in einer eigenen Welt?

Und die Ausländer in unserem Land? Sind sie uns willkommen oder gehen wir auf Distanz? Bemühen sie und wir uns um Verständnis und Integration oder bleiben wir – mit Vorurteilen behaftet – einander fremd?

Über Grenzen gehen

"Die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten", so haben wir vorhin in der Lesung aus dem Titusbrief gehört.

Ja, sie ist tatsächlich für alle Menschen erschienen. Das Kind in der Krippe überwindet die Schranken von Schichten und Milieus. Es will überall zur Welt kommen, bei Hirten und Königen, bei Armen und Reichen.

In seinem ganzen Leben hat Jesus Christus genau dies wahr gemacht: er ist zu allen hingegangen: zu Gerechten wie zu Sündern; er ist von sich aus auf die zugegangen, die nicht zu den privilegierten Schichten oder Milieus zählten; er hat mit Zöllnern, Dirnen und Soldaten Kontakt aufgenommen, er hat Frauen nicht anders behandelt als Männer, er hat Kinder in den Mittelpunkt gestellt. Und das ist nicht folgenlos geblieben; es hat Schule gemacht und durchaus die Welt verändert. In der frühen Christenheit zeigte sich das darin, dass all diejenigen friedlich miteinander Gottesdienst feierten und das Brot brachen, die eigentlich von ihrer Herkunft oder ihrem sozialen Stand her nichts miteinander zu tun hatten oder gar haben durften: Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen. In Christus hatten sie die gleiche Würde, in Christus bekam ihr Leben die gleiche befreiende Perspektive. Übliche Konventionen wurden gebrochen und Tabus verletzt.

Anders als die sonstige römische Gesellschaft erkannte die Kirche Ehen zwischen Sklaven und Freien voll an. Man konnte als Sklave – wie das Beispiel des Kallistus zeigt – sogar Papst werden.

Und die Bildungseinrichtungen der Kirche – Klöster und Schulen – waren vom Mittelalter bis in die Gegenwart nicht nur für Begüterte da, sondern haben auch denjenigen eine Chance zum gesellschaftlichen Anschluss vermittelt, die dazu sonst keine Möglichkeiten hatten.

Auch die Landgräfin Elisabeth von Thüringen oder die Begine Mechthild von Magdeburg sind Beispiele dafür, wie gesellschaftliche Grenzen – christlich motiviert – überschritten wurden, um Armen und Kranken menschlich nahe zu sein und tatkräftig zu helfen. Und wer die Internationalität unserer Kirche einmal auf dem Petersplatz in Rom oder sonst wo auf der Welt erlebt hat, ahnt, was es bedeutet, sich weltweit verständigen und vor allem verstehen zu können. So wurden und werden die Güte und Menschenliebe sichtbar umgesetzt, soziale Schranken überwunden und Lebensmöglichkeiten für viele aufgezeigt.

Liebe Schwestern, wenn wir heute die Geburt Jesu Christi feiern, dann feiern wir die Güte und Menschenliebe Gottes, die auf unvorstellbare Weise allen gilt. Weihnachten ist ein Fest, bei dem es um alle Menschen geht, ja sogar um die ganze Schöpfung. Gott ist für alle und für alles Mensch geworden. Ob Christ oder Nichtchrist, schwarz oder weiß, Mann oder Frau, arm oder reich: jeder und jede ist unwiderruflich von Gott gewollt und angenommen. Das ist der Angelpunkt der Menschenwürde. Es ist auch der Angelpunkt der Versöhnung und der Einheit.

In diesem Sinne sind wir als Kirche gerufen, uns mit den Gräben und Barrieren zwischen den Schichten und Milieus in unserer Gesellschaft nicht abzufinden, sondern dagegen anzugehen und zu versuchen, sie im Geiste Jesu Christi zu überwinden. Dabei ist es unsere Aufgabe, unser eigenes Leben und das Leben der anderen aus der Perspektive Gottes zu sehen, und das heißt: aus der Perspektive einer unendlichen Güte und Menschenfreundlichkeit, die Hoffnung und Befreiung stiftet.

Und tatsächlich: Je mehr sich Ochs und Esel, Juden und Heiden, Christen aller Konfessionen und Nichtchristen, Menschen aller Milieus, Weiße und Farbige, Männer und Frauen, Konservative und Progressive, Reiche und Arme, Ost- und Westdeutsche, Gerechte und Sünder, alle, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, dem göttlichen Erbarmen nähern, um so größer wird auch die Chance, verständnisvoller, friedfertiger und liebevoller miteinander umzugehen.

Ochs und Esel an der Krippe sind also keine romantische Randfiguren. Sie können uns vielmehr das Geheimnis der Geburt Jesu auf neue Weise nahe bringen. Möge es uns zu Herzen gehen und bewegen, auch selbst die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes weiterzugeben, Spaltungen zu überwinden und Versöhnung zu stiften.

Zwischen Sorge und Zuversicht

Brief an die Gemeinden zum Jahresende 2006

Liebe Schwestern und Brüder, das Jahr 2006 hat für unser Bistum und viele von Euch größere Veränderungen mit sich gebracht. 26 Gemeindeverbünde sind errichtet worden; andere sind auf dem Weg dahin. Circa 40 Priester haben eine andere Stelle angetreten; für weitere 15 ergaben sich Veränderungen, indem sie zu Kooperatoren ernannt worden sind. 11 Priester und zwei Diakone sind alters- oder krankheitsbedingt in den Ruhestand gegangen. Acht Priester – davon einer noch im aktiven Dienst - und ein Diakon sind verstorben. Hinter solchen nüchternen Fakten steht einiges an Umstellung: An vielen Orten kann so manches Liebgewordene vermutlich nicht mehr so selbstverständlich wie früher praktiziert werden. Gespräche müssen geführt und neue Lösungen gesucht werden. Das ist nicht immer einfach. Es gibt auch nicht für alles eine "Patentlösung". In manchen Regionen sind die Wege länger geworden; es braucht deshalb neue Absprachen, um für möglichst viele auch weiterhin die Teilnahme an den Gottesdiensten und am Gemeindeleben zu ermöglichen. Hat der Pfarrer gewechselt, gilt es, sich auf einen neuen einzustellen. Das braucht für beide Seiten Geduld und etwas Zeit. Auch die Gemeinden in einem Verbund oder auf dem Weg dorthin müssen sich zumeist erst aneinander gewöhnen.

Solche Veränderungen und Umbrüche sind keineswegs immer leicht. "Was soll aus uns in Zukunft werden, wenn kein Pfarrer mehr vor Ort ist?" – so werden manche fragen. "Wie können die Hauptamtlichen in einem so großen Gebiet nun noch genügend Zeit für die ihnen anvertrauten Menschen in und außerhalb unserer Kirche finden?" – so fragen andere. Dahinter steht ja auch die bedrängende Frage nach unserer Zukunft als Kirche, als Gemeinden in einer Gesellschaft, die sich für den Glauben nicht zu interessieren scheint.

Liebe Schwestern und Brüder, diese grundlegende Sorge teile ich mit Euch. Sie kann und darf einen Bischof nicht kalt lassen. Haben wir doch alle miteinander den Auftrag, das Feuer unseres Glaubens zu hüten und immer wieder neu zu entfachen, so dass es auch für andere eine Quelle der Wärme und des Lebens ist.

Ich vertraue darauf, dass der Weg, den wir im Bistum eingeschlagen haben, diesem Auftrag dient. Die positiven Erfahrungen derer, die schon ein Stück dieses Weges gegangen sind und gehen, bestätigen dies. Dabei dürfen wir uns auch freuen, dass sich in unserem Bistum im vergangenen Jahr über 70 Erwachsene haben taufen lassen!

Angesichts all dessen ist es mir ein Bedürfnis, Euch allen, liebe Schwestern und Brüder in den Gemeinden, am Ende dieses Jahres einmal ausdrücklich dafür zu danken, dass Ihr unseren gemeinsamen Aufbruch mitgetragen habt und weiter mittragt. Ich weiß, dass das alles nicht selbstverständlich ist! Es kostet Zeit, Energie und Idealismus. Es verlangt Mut, Offenheit und die innere Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen. Es verlangt vor allem ein großes Gottvertrauen.

Für all das, was Ihr bisher schon an äußeren und inneren Kräften

investiert habt, sage ich von Herzen Dank! Es erfüllt mich mit Freude und Zuversicht, wenn ich sehe, was Ihr in kurzer Zeit schon alles "auf die Beine gestellt" und mit Leben gefüllt habt! Und ich bin sicher: Der Geist Gottes ist in all den Veränderungen mit am Werk! Deshalb möchte ich Euch zugleich ermutigen, diesem Geist Gottes in all den Prozessen, auf die Ihr Euch jetzt eingelassen habt, den größten Raum zu geben. Nehmt Euch Zeit, immer wieder zu fragen und darauf zu hören, was Gott mit uns vorhat, wohin der Weg gehen soll. Ich vertraue darauf, dass wir so miteinander Bedingungen schaffen, innerhalb derer und mit denen wir weiterhin in lebendigen Ge-

Für das neue Jahr wünsche ich Euch allen von Herzen Gottes Segen und die Zuversicht, dass uns nichts mehr von Gott trennen kann, seitdem er selbst als Kind in diese unsere Welt gekommen ist.

meinden das Evangelium Jesu Christi bezeugen können.

Basis des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders

Ansprache an Ehrenamtliche zum Neujahrsempfang 2007

"Den Armen Recht verschaffen, den Stummen Stimme geben und Leben weitergeben" – so haben wir eben gesungen. Wer sich ehrenamtlich – und das heißt: freiwillig und unentgeltlich – im sozialen Bereich engagiert, wird darin vielleicht etwas von der Triebfeder des eigenen Handelns wieder finden.

In der Tat: Wenn man Ehrenamtliche fragt, warum sie das machen, so lautet die erste Antwort meist: "Ich wollte helfen. Mir geht es gut, und ich möchte deshalb andere unterstützen." Andere formulieren es vielleicht so: "Ich hatte Zeit, und wollte etwas Sinnvolles tun". Oder:

"Ich war von der Not der Menschen betroffen, und wollte dazu beitragen, dass sich etwas verändert." Oder schließlich auch: "Ich habe Fähigkeiten, die ich hier einbringen kann."

Wie auch immer die Antworten lauten, welche Motive es auch immer geben mag, bis dahin, dass jemand vielleicht der bekannten Charakterlehre – dem Enneagramm – nach einfach zum "Typ Zwei" gehört und gar nicht anders kann, als anderen zu helfen: fest steht, dass das ehrenamtliche soziale Engagement dazu beiträgt, dass Leben gelingt, dass Leben weitergegeben wird.

Ja: das Ehrenamt ist die Basis eines menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders. Es braucht Menschen, die ihre Zeit und ihre Fähigkeiten spenden. Es braucht Menschen, die nicht fragen, was das bringt und ob es sich rechnet. Gerade angesichts neuer sozialer Härten, die mitunter das erträgliche Maß übersteigen, können wir ohne das soziale Ehrenamt weder leben noch überleben. Ihr Engagement kann manche soziale Ungerechtigkeit zumindest lindern. Sie helfen anderen Menschen, ihre Würde zu bewahren.

Doch was heißt das eigentlich – ein Ehrenamt? Wem kommt denn da die Ehre zu? Selbstverständlich demjenigen und derjenigen, die sich engagieren: also Ihnen, die Sie hier sind. Der heutige Tag soll für Sie ja ein Zeichen der Ehre und der Anerkennung sein. Aber so einfach ist das mit dem Begriff nicht. Nicht nur deshalb, weil diejenigen, die sich einsetzen, oft viel zu wenig Anerkennung bekommen. "Viel Amt und wenig Ehr" – so beschreiben manche Ehrenamtliche ihr Tun, vor allem auf Verbandsebene.

Wenn man nach einer Beschreibung des Wortes sucht, entdeckt man, dass es ganz viele Nuancen hat. So war es im Mittelalter oft gar keine freiwillige Entscheidung, ein Ehrenamt zu übernehmen. Es wurde ganz einfach verliehen. Das musste dann Ehre genug sein. Wer sich hingegen freiwillig und ungefragt für die Armen engagierte, wie die heilige Elisabeth, konnte nur gegen den Strom schwimmen. Noch eine andere Bedeutung kam dann in den bürgerlichen Milieus der Neuzeit dazu: für wohlhabende Menschen war es eine Ehre, anderen keine bezahlte Arbeit wegzunehmen.

Und schließlich kann man das Wort auch aus christlicher Perspektive betrachten: Dann geht es um die Ehre Gottes, die gerade dadurch ein Gesicht bekommt, dass ein Mensch sich denjenigen zuwendet, die nach den Maßstäben der Welt keine oder wenig Ehre besitzen.

Ja, man könnte das geradezu als das "Programm der Christen" bezeichnen: Gottes Ehre leuchtet da auf, wo die Armen und Ehrlosen Ehre erfahren, wo ihnen ihre Würde geschenkt wird. "Was ihr dem

geringsten meiner Brüder – und Schwestern – getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt 25, 40), das legt Jesus denen ans Herz, die ihm nachfolgen.

"Den Armen Recht verschaffen, den Stummen Stimme geben und Leben weitergeben": Die Würde und die Ehre eines jeden Menschen zu achten und zu schützen, ist die Basis wahren sozialen Friedens. Das ist in unserem Land angesichts zunehmender Verarmung breiter Kreise und rechtsextremistischer Vorfälle von besonderer Bedeutung. Es spielt auch im Dialog der Religionen eine wichtige Rolle; denn die Sprache des Respekts und der Würde versteht weltweit jeder Mensch.

So tragen Sie, die sich freiwillig für andere engagieren, auf unersetzbare Weise dazu bei, dass wir auch in Zukunft friedlich und gerecht miteinander in dieser unserer Gesellschaft leben können. Sie ehren die Menschen, die wenig Ansehen haben und lassen so etwas von der Ehre Gottes selbst aufleuchten. Dafür sei Ihnen heute einmal ausdrücklich und von Herzen gedankt! Möge Ihnen immer neu die Kraft zuwachsen, sich leidenschaftlich und gelassen zugleich zu engagieren – und mögen Sie selbst in der Begegnung mit denen, für die Sie da sind, reich beschenkt werden.

Identität und Offenheit

Grußwort zur Einweihung des Ekkehard-Hauses am 21. Januar 2007

Die Huysburg aus persönlichem Erleben

Für viele Menschen hier im Bistum hat das Wort "Huysburg" einen ganz besonderen Klang. Es weckt Erinnerungen, ruft Emotionen wach. Auf der Priesterwerkwoche in der vorletzten Woche war zum Beipiel spürbar, dass die Huysburg als Ort der Werkwoche angenommen wird; viele Priester verbinden mit ihr ihre persönliche Geschichte: seit 1952 war die Huysburg Priesterseminar!

Seit 1951 gibt es die Wallfahrten des Bischöflichen Amtes und dann des Bistums. Ich selbst verbrachte hier im Frühjahr 1977 und 1978 mehrere Monate, um mich auf die Diakonen- bzw. die Priesterweihe vorzubereiten. Und Anfang September 1999 habe ich mich vor meiner Bischofsweihe für einige Tage hierher zurückgezogen, ebenso im

April 2005, bevor ich als Bischof von Magdeburg eingeführt wurde. Viele Erinnerungen werden auch für mich wach, bis zu den Prozessionen um die Huysburg an den Bittagen, wo der kleinen Schar von Gläubigen immer noch mindestens eine Katze folgte.

Blick zurück: Bedeutung der Huysburg in der Geschichte:

Seit 1070 – als die erste Einsiedlerin, die hl. Pia, und mit ihr zusammen der selige Ekkehard auf die Huysburg kamen – war dieser Ort ein Anziehungspunkt für die Menschen von nah und fern. Nachdem der selige Ekkehard 1080 erster Abt des entstandenen Benediktinerklosters geworden und die Klostergründung 1084 bestätigt war, nahm die Bedeutung im Lauf der Jahre immer mehr zu. Bis zur Reformation blühte das Leben der Abtei, die weit über das Bistum Halberstadt hinaus bekannt war.

Nach der Reformation sammelten sich die wenigen katholischen Christen dieser Gegend vor allem um Klöster, darunter auch die Huysburg. Unter Abt Nikolaus von Zitzewitz (1676-1704), der sich auch für die Wiedervereinigung der Christen einsetzte, erlebte die Huysburg einen neuen Aufschwung nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges; die Huysburger Äbte wurden seitdem eine zeitlang von den preußischen Landesherren zu einem der vier Landräte im Fürstentum Halberstadt ernannt. Nach der Säkularisation wurde 1811 der letzte Prior Carl van Eß zum geistlichen Kommissar für das "Elbeund Saaledepartement" ernannt; er blieb es bis zu seinem Tod 1824, auch als 1821 dieses Gebiet als "Fürstbischöfliches Kommissariat" an die damalige Diözese Paderborn angegliedert wurde. Erst 1828 wurde Magdeburg Sitz des Kommissariates - bis dahin war der von Paderborn eingesetzte Kommissar auf der Huysburg. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Huysburg zu einem Zentrum der katholischen Jugend des Umlandes.

Bedeutung für unser Bistum und das Land Sachsen-Anhalt

Heute leben wir hier als katholische Kirche in einem Umfeld, das mit Glauben und Kirche wenig oder gar nicht mehr vertraut ist. Das kann uns nicht kalt lassen. Wir haben uns deshalb in einem längeren Prozess neu Gedanken gemacht, was unsere Ziele und Aufgaben als Christen in diesem Land sind. Wir haben es einmal so formuliert: "Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus

geschenkt ist." (PZG-Leitbild). Um dies wirklich leben zu können, sind wir auch auf Orte gelebten Glaubens angewiesen. Eine klösterliche Gemeinschaft kann dabei in besonderer Weise zu einem geistlichen Zentrum oder einem Kristallisationspunkt werden. Denn es zeigt sich, dass viele Menschen – Christen und Nichtchristen – einen tiefen und zugleich oft vagen Hunger nach geistlichen Erfahrungen haben, dass sie auf der Suche nach Orten sind, wo sie ihrer Sehnsucht nachgehen dürfen, ohne gleich vereinnahmt zu werden; nach Orten, an denen sie sich (zeitweise und probehalber) beheimaten können; nach Orten, an denen "das Feuer des Glaubens gehütet wird".

Die Huysburg als Ort einer benediktinischen Gemeinschaft bietet dabei ein ganz eigenes Profil, das der Suche heutiger Menschen entgegenkommt. Sie zeichnet sich durch die beiden Pole von Identität und Offenheit aus.

Identität durch die bewährte Tradition des Mönchtums, durch den festen Rhythmus des Gebets und des Alltags. In ihn können Menschen mit einschwingen. Sie finden hier eine Verlässlichkeit und eine Ordnung, die vielen heute fremd ist und die sie manchmal vielleicht auch schmerzlich vermissen. Die Mönchsgemeinschaft bezeugt, was sie vertritt, wofür sie einsteht und bietet so Orientierung an. Menschen können hier am gelebten Leben ablesen, was Glaube ist und welche Lebensgestalt er bekommen kann.

Andererseits ist gerade die benediktinische Spiritualität auch durch den Gegenpol der Offenheit geprägt. Menschen verschiedener Herkunft werden aufgenommen, ohne Ansehen der Person. Die Gastfreundschaft des benediktinischen Mönchtums ist geradezu sprichwörtlich! Es besteht so die Chance, dass ein Mensch als Einzelner, als unverwechselbares Subjekt wahrgenommen wird. In der Erfahrung solcher Begegnung wächst Vertrauen, öffnet sich der Horizont für beide Seiten; Dialog wird möglich.

Eine solche freilassende Aufmerksamkeit gerade für Menschen, die mit dem christlichen Glauben wenig vertraut oder verbunden sind, scheint mir eine wichtige Grundlage zu sein für das, was wir den missionarischen Auftrag unserer Kirche nennen.

So ist die Huysburg in unserer Zeit auf neue Weise das, was sie im Lauf ihrer wechselvollen Geschichte immer wieder war: Ein kraftvolles Zeichen dafür, dass es möglich ist, unter den jeweils gegebenen Bedingungen das Evangelium Jesu Christi zu leben und so für die Menschen da zu sein. Möge das Ekkehard-Haus als Tagungs- und Gästehaus der Huysburg in diesem Sinne seinen Auftrag erfüllen für die Menschen unserer Zeit, für die Menschen dieses Landes.

Katholisch im "Lande Luthers"

Befindlichkeiten, Reflexionen, Signale

Vor zwei Jahren hat mir einmal eine junge Frau, die aus der Altmark stammt und zum Studium im Westen Deutschlands weilte, unter anderem folgendes geschrieben: "Ich erinnere mich noch sehr gut, dass ich beim Schlusslied zu Ihrer Bischofsweihe - "Großer Gott, wir loben dich" - doch sehr mit mir zu kämpfen hatte. Aber das sind für mich jene Momente, von denen ich mitunter noch tagelang zehre. Wenn man danach zurück in den eigenen vier Wänden ist, kommt man sich ein bisschen vor, als ob man gerade aus einer anderen Welt kommt - zurück in der Realität. Wenn während der Schulzeit die dummen Sprüche und Kommentare kein Ende zu nehmen schienen, habe ich oft im Stillen gedacht: Eigentlich tut ihr mir irgendwo leid, ihr wisst gar nicht, was euch da entgeht. Hätte man ihnen das wirklich gesagt, hätten sie einen wohl für völlig entrückt gehalten. Dass ein Katholik nicht ganz normal sein konnte, stand eh fest, aber so ein Satz wäre sicherlich zu viel des Guten gewesen. Manchmal habe ich mich gefragt: Wenn ich Jüdin wäre, würden dann auch Sprüche in der Preislage kommen? Wohl kaum. Hätte die Englischlehrerin zum Thema Irlandkonflikt offenbart, dass wir auch Protestanten in der Klasse haben, wären die dann auch angestarrt worden als hätten sie eine ansteckende Krankheit? Warum hatte und hat man im Osten als Katholik den Status eines Außerirdischen? In der Grundschule habe ich unter den Hänseleien der Mitschüler sehr gelitten. Nachher in der Oberstufe habe ich zumindest versucht, sie nicht mehr so an mich herankommen zu lassen. ... Besonders enttäuscht hat mich, dass selbst der westdeutsche Philosophie-Lehrer die Katholiken durch die Mangel nahm. ... Ich habe meine Konfession und meinen Glauben nie verleugnet, aber es war immer besser, wenn einen niemand darauf ansprach. ... Erst in den letzten Jahren und mit dem Studium bin ich in der Hinsicht etwas entspannter geworden. Es war ein vollkommen unbekanntes Gefühl, zu wissen, dass man bei weitem nicht die einzige Katholikin im Semester ist ... dafür war ich jetzt der "Quoten-Ossi", aber damit hatte ich keine Probleme..."

In einer Großstadt mit mehreren katholischen Gemeinden aufgewachsen habe ich selbst mich als Katholik zwar auch enorm herausgefordert, aber nicht ganz so bedrückt gefühlt. Ich war sogar stolz darauf, katholisch zu sein. Das hing sicherlich zunächst einmal damit zusammen, dass meine Eltern mir dies selbstverständlich, natürlich,

unverkrampft, glaubwürdig und engagiert vorgelebt haben. Aber auch meine Heimatgemeinde mit ihren zahlreichen Vorbildern, geistigen Anregungen und lebendigen Gruppen spielte dabei eine wichtige Rolle. Außerdem empfand ich es als bestärkend, einer Weltkirche anzugehören. Schließlich bin ich dankbar, mit Hilfe anderer gelernt zu haben, mich gesellschaftlichem Druck zu widersetzen und eigene Wege zu gehen.

Der Stolz, katholisch zu sein, bedeutete für mich aber nicht, sich antiökumenisch abzugrenzen. Meine Eltern erinnerten sich zwar durchaus auch noch, in der Vergangenheit mit Formulierungen wie "rattenkatholisch", "Polacken" oder "das ist doch zum katholisch werden" konfrontiert worden zu sein, sprachen aber mit Respekt und Anerkennung von den evangelischen Christen in unserem Umfeld und darüber hinaus. Nachbarschaftliche Kontakte waren selbstverständlich. Nachträglich bin ich sogar der Meinung, dass das damals noch recht evangelisch geprägte Milieu auch uns Katholiken religiös mitgetragen und unterstützt hat.

Besonders einprägsam waren für mich die ersten ökumenischen Gottesdienste in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Unvergesslich wird mir jener in der überfüllten Marktkirche zu Halle an der Saale bleiben, als Vertreter aller anwesenden Konfessionen die anderen um Vergebung für das von ihren Gemeinschaften in der Vergangenheit begangene Unrecht baten. In den Schulklassen gab es nur wenige Christen, und da zählte nicht in erster Linie die Konfessionszugehörigkeit, sondern dass man überhaupt "gläubig" war. Auch ich hatte in den Jahren vor dem Abitur gute Kontakte zu evangelischen Jugendlichen; und das nicht nur, weil die Tochter des evangelischen Propstes in derselben Klasse war wie ich. Junge Katholiken, die den Dienst mit der Waffe oder jeglichen Einsatz in der Armee verweigern wollten, wurden von manchen katholischen Geistlichen an evangelische Kreise weiter verwiesen, die sich auf diesem Gebiet mehr engagierten und darum über reichere Erfahrungen verfügten. In verschiedenen Neubaugebieten gab es ökumenische Besuchsaktionen, bei denen jeder Helfer zugleich auch die anderen Konfessionen mit vertrat. Während meiner Vikarszeit nahmen evangelische und katholische Jugendliche oftmals wechselseitig an den Veranstaltungen der jeweils anderen Seite teil. Katholische Theologen, die an ostkirchlichen Fragen interessiert waren, nutzten manche Möglichkeiten, die ihnen entsprechende evangelische Arbeitskreise boten. Das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt, die einzige katholische Hochschule im Gebiet der früheren DDR, stand in gutem Kontakt zu den evan-

gelischen kirchlichen Hochschulen in Naumburg, Leipzig und Berlin. Dazu gehörte auch, dass evangelische Gastprofessoren eingeladen wurden, um selbst Einblicke in die Theologie und Kirchlichkeit ihrer Tradition zu vermitteln; und Professor Dr. Ulrich Kühn war es, der nach der gesellschaftspolitischen Wende von 1989/90 in der Nachfolge von Professor Dr. Martin Seils mehrfach diese Aufgabe wahrgenommen hat.

Mit Ulrich Kühn verbindet mich auch der Ökumenisch-theologische Arbeitskreis, der 1966 in der DDR gegründet wurde und dem ich seit 1992 angehören darf. Mehrere Jahre haben wir uns in dessen Rahmen theologisch und existentiell den Irritationen gestellt, die das evangelisch-katholische Verhältnis nach der deutschen Einigung zeitweise belasteten. Von Herzen danke ich für die Erfahrungen, die ich bisher in diesem Kreise machen durfte, für den gegenseitigen Respekt und das lebendige Glaubenszeugnis, für alle Offenheit und alles Vertrauen, für das ernsthafte Ringen und die heitere Gelassenheit. Dass ich Ulrich Kühn zudem als Freund wissen darf, ist für mich besonders bewegend und lässt mich manches noch existentieller betrachten. Ohne seine kritischen Hinweise auf "neue Formen protestantischer Rekonfessionalisierung" (Theologische Literaturzeitung 1997/522) würde ich es mir auch gar nicht wagen, gelegentlich behutsam anzufragen, ob Evangelische Kirche in Deutschland nicht seit einiger Zeit versucht ist, sich wieder stärker protestantischer zu verstehen, d.h. mehr aus dem Widerspruch zum Katholischen als aus der positiven Orientierung am Evangelium.

Dankbar bin ich auch für die ökumenische Gemeinsamkeit, die ich auf vielfältige Weise seit 1999 in meinem Dienst als Weihbischof in Magdeburg, dann als Diözesanadministrator und schließlich als Ortsbischof erlebt habe und erlebe: ob das die regelmäßigen Gespräche auf Kirchenleitungsebene betrifft, gemeinsame Aktionen mit gesellschaftlicher Bedeutung und Gottesdienste zu wichtigen Anlässen oder manche guten Kontakte auf der Gemeindeebene, im Bereich der Sonderseelsorge und des karitativ-diakonischen Einsatzes. Besonders hervorzuheben ist, dass wir Katholiken während der Renovierung unserer Kathedrale in Magdeburg von 2003 bis 2004 mehrere Monate lang fast selbstverständlich den evangelischen Dom mitbenutzen konnten. Im Lichthof des dortigen Kreuzganges haben in den vergangenen Jahren auch unsere Fronleichnamsfeiern stattfinden können. Ebenso war es im Sommer 2005 möglich, die Eucharistie anlässlich des diözesanen Vortreffens zum Weltjugendtag in Köln mit über 4000 Gläubigen und mehreren Bischöfen im Magdeburger Dom

zu feiern. Und sowohl mein Vorgänger als auch ich war schon eingeladen, bei einem ökumenischen Gottesdienst in Wittenberg bzw. in Eisleben von der jeweiligen "Luther-Kanzel" zu predigen.

Man kann als Katholik beziehungsweise Katholikin und als Katholische Kirche also ganz gut im "Lande Luthers" leben, auch wenn manche Vorurteile nicht völlig aus der Welt sind, gelegentlich noch neue Missverständnisse hinzukommen und sich hin und wieder einzelne Zeitgenossen unsachlich oder sogar beleidigend zu Wort melden. Das gilt es zu ertragen oder richtig zu stellen. Auf keinen Fall sollten alte Verhaltensmuster wieder belebt werden.

Aus: M. Petzoldt (Hg.), Wider die Müdigkeit im ökumenischen Gespräch, (Festschrift Ulrich Kühn zum 75. Geburtstag), Leipzig 2007, 171-174.

Keine Flucht in die Innerlichkeit

Dritte Europäische Ökumenische Versammlung ImGespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur

Herr Bischof, Sie sind einer der Delegierten für die 3. Europäische Ökumenische Versammlung im September in Sibiu. Ab Donnerstag sind Sie beim Vorbereitungstreffen in Wittenberg. Was sind Ihre Erwartungen?

Die Versammlung ist als ökumenischer Pilgerweg angelegt. So gibt es mit dem Treffen in Rom, das bereits im vergangenen Jahr stattfand, eine katholische Station, mit dem in Wittenberg eine evangelische und mit dem in Sibiu eine stärker orthodox geprägte. Für Wittenberg erhoffe ich mir, dass die geistliche Dimension des Protestantismus verstärkt zum Ausdruck kommt. Konkret werden in der Lutherstadt auch Vorschläge für die Versammlung in Sibiu erarbeitet, da der Ablauf dort noch nicht ganz feststeht. Ich wünsche mir, dass von dem Treffen in der rumänischen Stadt eine geistliche Erneuerung ausgeht.

...was von Kritikern auch als Rückzug der Kirchen von ihrem politischen Engagement interpretiert werden kann.



Bischof Gerhard Feige unterstützt das Magdeburger "Bündnis gegen Rechts". Als einer der Ersten unterzeichnete er den Aufruf zu einer Menschenkette am Samstag, dem 13. Januar 2007: "Extremes Handeln und extremes Denken muss entschlossen bekämpft werden."



Auszeichnung der Sieger im Schülerwettbewerb zur Kardinal-Albrecht-Ausstellung in Halle (Saale)



Im Arbeitszimmer des Papstes. Bischof Gerhard Feige sprach beim Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe im November 2006 mit Benedikt XVI. über die Situation der katholischen Christen im Bistum Magdeburg. (Foto: Fotografia Felici)

Im Frühjahr 2007 besuchten die deutschen Diözesanbischöfe das Heilige Land. Auch der Besuch katholischer Schulen zählte zum umfangreichen Programm der Pilgerreise.





Welche Priester brauchen wir heute? In seiner Predigt zur Messe der heiligen Öle gibt Bischof Gerhard Feige eine Antwort.

Zur Vorbereitung der Dritten Ökumenischen Versammlung in Sibiu trafen sich im Februar 2007 in Lutherstadt Wittenberg Vertreter aller europäischen Kirchen. In der Pfarrkirche St. Marien kamen die katholischen Teilnehmer zu einer gemeinsamen Eucharistiefeier zusammen; unter ihnen auch die Kardinäle Peter Erdö aus Budapest und Jean-Pierre Ricard von Bordeaux. (Foto: KNA)



Zur Verbreitung der christlichen Botschaft gilt es auch, das breite Angebot der Medien zu nutzen. Der Bischof im Gespräch mit einem Fernsehteam.



Bei seinen zahlreichen Besuchen in den Gemeinden möchte der Bischof unmittelbar erfahren, was die Christen im Bistum Magdeburg bewegt.





Der orthodox-katholische Dialog geht weiter. Im September 2006 nahm der Magdeburger Bischof an der Vollversammlung der dazu neu berufenen Internationalen Kommission in Belgrad teil.

Auf Einladung von Bischof Gilbert Louis besuchte Bischof Gerhard Feige im Mai 2007 die Diözese Châlons en Champagne. Die gemeinsamen Wurzeln reichen zurück bis in die Zeit Karls des Großen. Von dort kam 804 der erste Bischof Halberstadts.





Zeugnis in der Öffentlichkeit: Der Bischof der Kirchenprovinz Sachsen und der Bischof von Magdeburg gehen gemeinsam mit einigen hundert evangelischen und katholischen Christen die "via crucis" durch die Magdeburger Innenstadt. (Foto: V. Kühne)



Vor dem Empfang der Kirchen für Politiker des Landes Sachsen-Anhalt, dritter von links: der Gastredner des Abends, Professor Richard Schröder.

Wenn ich diese Formulierung wähle, kann ich natürlich verdächtigt werden, eine Flucht in die Innerlichkeit anzustreben und das Engagement in der Welt aufzugeben. Das meine ich aber nicht. Engagement kann hohl werden, wenn keine wirkliche Begeisterung, ja kein wirklich lebendiger Glaube dahinter steht. Auch die Ökumene braucht Tiefgang und Quellen, aus denen sie schöpfen kann. In allen christlichen Traditionen gibt es geistliche Schätze, mit denen wir uns gegenseitig bereichern können: So hat die katholische Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wieder das Wort Gottes stärker in den Blick genommen – da hat uns die evangelische Kirche ihren Reichtum verdeutlicht. Umgekehrt hat auch die evangelische Kirche in den vergangenen Jahren wieder einen stärkeren Zugang zur Feier des Abendmahls gefunden.

Welche Rolle spielt bei dieser gegenseitigen Bereicherung der schon oft zitierte missionarische Aufbruch der Kirchen?

Ein solcher Aufbruch kann nicht verordnet werden. Es gilt aber, dass wer selbst entflammt ist, auch andere begeistern kann. Historisch zurückblickend kann man sagen, dass dahinter häufig ein persönliches Bekehrungs- oder Erweckungserlebnis steht. Darum ist es wichtig, sich auf die Wurzeln des Glaubens zu besinnen. Dann können auch Fortschritte in der Ökumene gelingen. Natürlich brauchen wir dafür einen langen Atem.

Wie können die Resolutionen, die vermutlich in Sibiu beschlossen werden, in die Praxis umgesetzt werden?

Das ist ein großes Problem – und zwar für die gesamte Geschichte der ökumenischen Bewegung. Was gibt es schon für Konsenstexte und für Anregungen und wie schwierig ist es, sie umzusetzen. Oft hängt es von einzelnen ab, ob solche Resolutionen aufgegriffen werden. Wünschenswert wäre, dass sich etwa die katholische und evangelische Gemeinde eines Ortes mit der 2001 verabschiedeten Charta Oecumenica beschäftigen und überlegen, was sie konkret für die Beziehungen untereinander bedeutet.

An der Basis könnte eine Folge oder ein Ergebnis der Versammlung in Sibiu auch sein, dass solche katholischen und evangelischen Gemeinden, die schon ein Stück zusammengewachsen sind, auch noch eine Partnerschaft mit einer orthodoxen Gemeinde in Rumänien oder anderswo aufbauen.

Sie sprechen die Zusammenarbeit zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden an. Auf der Leitungsebene gilt das Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen als angespannt. Kann das Treffen eine Annäherung bringen?

Die ökumenische Versammlung ist ein konfessionell multilaterales Treffen. Das kann vielleicht dazu dienen, bestimmte Probleme zu entkrampfen. Sie werden anders als bei einem bilateralen Treffen in einen weiteren Kontext gestellt. Dabei ist es sicher auch wichtig, dass die deutschen Verhältnisse nicht als Maßstab für die Ökumene insgesamt angesehen werden. Auch eine stärkere Einbeziehung der orthodoxen Kirchen in die Gespräche kann hilfreich sein.

Dabei müsste allerdings der Vorwurf der evangelischen Kirche beachtet werden. Sie befürchtet, dass eine Annäherung der Katholiken an die orthodoxen Gemeinschaften zu Lasten der Protestanten geht.

Die evangelische Seite tut sich gelegentlich schwer mit der Orthodoxie, weil diese in verschiedenen Fragen schroff und spröde wirkt. Dabei gibt es eine Menge Berührungspunkte zwischen beiden Kirchen, auch bilaterale Dialoge. Vorbehalte wie sie jüngst der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Wolfgang Huber, äußerte, sind sicher nicht hilfreich. Seiner Meinung nach sei die Verständigung zwischen der Orthodoxie und der katholischen Kirche ein Risiko, weil es sich um "eine Annäherung vor der Aufklärung" handeln könne. Auch Hubers Formulierung von der "Ökumene der Profile" sehe ich mit Skepsis. Sich selber finden kann man nur in dialogischer Weise mit den anderen, nicht in einer isolierten Rolle.

Stichwort interreligiöser Dialog. Erwarten Sie dabei eine stärkere gemeinsame Positionierung der Kirchen?

Schon allein durch die Globalisierung wird uns das Thema in den nächsten Jahren verstärkt beschäftigen – sicher vor allem der Dialog mit Vertretern des Islam. Wir müssen ausloten, was dabei möglich ist. Der Islam ist unterschiedlich geprägt: Es ist etwas anderes, ob man mit muslimischen Vertretern auf dem Balkan oder in Berlin spricht. Bei den verschiedenen Kirchen gibt es in einem solchen Dialog auch unterschiedliche Nuancen. Orientierungshilfen bieten neben der schon erwähnten "Charta Oecumenica" und dem katholischen Dialog-Dokument "Nostra aetate" auch die von Papst Johannes Paul II. initiierten Gebetstreffen von Assisi.

Was bedeutet die Ortswahl für das Treffen?

Rumänien gehört seit diesem Jahr zur Europäischen Union. Zudem ist Sibiu neben Luxemburg in diesem Jahr Kulturhauptstadt. Für die Ökumenische Versammlung ist es neu, dass sie in einem mehrheitlich orthodox geprägten Land stattfindet. Basel war demgegenüber eine mehrheitlich protestantisch geprägte Stadt, Graz eine katholisch geprägte. Es könnte eine wirkliche Entdeckungsreise werden und auch eine Bereicherung für westliche Christen. Bei der orthodoxen Kirche wird besonders deutlich, dass sie zutiefst aus der Liturgie lebt und dass ihr Engagement daraus seine Kräfte schöpft und umgekehrt wieder darin einmündet.

Das Gespräch führte KNA-Redakteurin Birgit Wilke, veröffentlicht am 12. Februar 2007.

Lasst euch mit Gott versöhnen

Hirtenbrief zum 1. Fastensonntag 2007

Liebe Schwestern und Brüder, wann haben Sie zum letzten Mal gebeichtet oder – wie wir auch sagen – das Sakrament der Buße empfangen? Ich weiß, dass ich mit dieser Frage ein vielleicht heißes, auf jeden Fall sehr sensibles Thema anschneide, meine aber, dass es heilsam sein könnte, über den christlichen Umgang mit Schuld und Sünde wieder einmal tiefer nachzudenken.

Schon seit längerem ist zu beobachten, dass sich die Bußpraxis auch in unserem Bistum verändert hat. Fast alle gehen – verglichen mit der Zeit vor dreißig oder vierzig Jahren – nicht mehr so häufig zur Beichte, viele gar nicht mehr. Worte wie Schuld und Sünde, Buße und Umkehr gehören zwar nach wie vor zu unserem kirchlichen Sprachgebrauch, erscheinen aber nicht mehr so gewichtig wie früher.

Woran liegt das? Mehrere Gründe sind dafür ausschlaggebend. Einer von ihnen mag der sein, dass das Thema Schuld und Schuldvergebung in der Vergangenheit vielfach sehr einseitig vermittelt wurde. Alle sollten ihre Sünden möglichst oft und lückenlos bekennen. Und nicht selten war das mit dem Bild eines drohenden und strafenden Gottes verbunden. Manche haben sich dadurch so auf ihre Schuldgefühle fixiert, dass sie davon sogar krank wurden. Viele empfanden Buße und Beichte als Last und immer neue Pflicht.

Auf diesem Hintergrund kann es heutzutage durchaus als befreiend erfahren werden, einem solchen Druck nicht mehr ausgesetzt zu sein. Andererseits gibt es aber auch eine Entwicklung, die mir sehr bedenklich erscheint.

"Kollektiver Unschuldswahn"

Neulich habe ich einmal den Ausspruch gehört: "Wir leben in einer bösen Welt voller guter Menschen." Damit ist überspitzt ausgedrückt, was viele empfinden: Es gibt viel Unheil in der Welt, auch in meiner nächsten Umgebung, aber keine Täter mehr, nur noch Opfer. Niemand fühlt sich schuldig, niemand ist es gewesen, auf jeden Fall ich nicht.

Können, sollen oder dürfen wir heute überhaupt noch solche Worte wie "Sünde" oder "Schuld" in den Mund nehmen? Haben uns nicht die Psychologen längst klar gemacht, wie sehr wir alle durch äußere Umstände und Einflüsse geprägt werden? Sind wir da überhaupt noch verantwortlich für das, was wir tun oder unterlassen? Gehört die Rede von Sünde und Schuld deshalb nicht einer finsteren Vergangenheit an?

In der Tat leben wir in einer Gesellschaft, die sich von dem Gedanken an die eigene Schuld freimachen will. Schuld und Versagen sucht man höchstens bei den anderen oder dem Einfluss, dem man ausgesetzt war und sich angeblich nicht entziehen konnte. Verantwortlich sind dann die Erbanlagen, die Erziehung durch Eltern und Lehrer oder das Milieu. Allenfalls gesteht man, "einen Fehler gemacht zu haben". Das gilt inzwischen als "geflügeltes Allerwelts-Entschuldigungswort" (J. Röser). In dieselbe Richtung tendiert auch, wenn jemand – wie von einem Politiker tatsächlich einmal zu hören war – erklärt, er habe sich "suboptimal" verhalten. Weil fast niemand mehr etwas gewesen sein oder sich dazu bekennen will, spricht man in der Fachliteratur deshalb schon seit längerem von einem "kollektiven Unschuldswahn", der unsere Gesellschaft erfasst hat.

Ein solcher Unschuldswahn kann erschreckende Züge annehmen. Das wird zurzeit in der Debatte um die Begnadigung der früheren RAF-Terroristen besonders deutlich. Offensichtlich sind diese bisher immer noch nicht in der Lage und bereit, Reue zu zeigen und zu ihrer Schuld zu stehen. Wie aber können sie dann innerlich frei werden und erfahren, was Gnade bedeutet: nämlich einen neuen Anfang geschenkt zu bekommen?

Als Christen haben wir die Aufgabe, einem kollektiven Unschulds-

wahn zu widersprechen. Wir machen uns nichts vor und wissen, dass wir alle nicht nur "Gutmenschen" sind. Treffend sagt dazu auch Alexander Solschenizyn, "dass die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und nicht zwischen Parteien verläuft, sondern quer durch jedes Menschenherz ... Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. Selbst im gütigsten Herzen – ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen". Gerade in einer Zeit, in der Menschen um ihre Freiheit kämpfen, muss man die Dinge auch beim Namen nennen: Sünde ist Sünde, Schuld ist Schuld, Täter sind Täter und die Opfer sind Opfer. Entscheidend ist aber, wie von Sünde und Schuld gesprochen wird. Entscheidend ist, dass Menschen davon nicht unterdrückt und entmündigt werden, sondern dadurch zu mehr Freiheit, Frieden und Versöhnung finden. Es geht um die "Gnade eines neuen Anfangs". Und dazu gehören auf der einen Seite die Erkenntnis unserer menschlichen Gefährdung, unseres Vermögens, schuldig zu werden und zu scheitern, auf der anderen Seite aber die Unermesslichkeit der Vergebung Gottes, die uns umfängt und befreit.

Erkenntnis von Sünde und Schuld

Die Älteren von Ihnen erinnern sich sicher noch an den Beichtspiegel und daran, wie man sich immer wieder neu bemüht hat, bei der Beichte ja keine Sünde auszulassen, sondern alles zu bekennen. So ein Beichtspiegel konnte und kann eine Hilfe sein. Das, was mit Sünde und Schuld gemeint ist, umfasst aber noch mehr.

Da gibt es natürlich die wirklich schweren Vergehen und Verbrechen, das, was man in der christlichen Tradition die Todsünden nennt. Anderen Menschen Gewalt zuzufügen, gehört auf jeden Fall dazu. Viele könnten dann aber sagen: "Ich habe noch nie jemanden umgebracht und komme mit meinen Mitmenschen gut aus. Was sollte ich da beichten?" Wer jedoch ehrlich mit sich selbst ist, wird im Lauf seines Lebens immer wieder eingestehen müssen: "Da habe ich versagt. Da habe ich jemandem wehgetan." Oder auch: "Da hätte ich handeln sollen, und habe es unterlassen. Da hätte ich schweigen müssen, und bin doch über jemanden hergezogen. Da hätte ich Partei ergreifen müssen, und habe mich nicht getraut."

Wer ehrlich ist, weiß, dass der gute Wille allein oft nicht genügt. Oft geht es so zu, wie der heilige Paulus schreibt: "Ich begreife mein Handeln nicht: ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse... Das Wollen ist bei mir vorhanden, aber ich vermag das Gute nicht zu

verwirklichen" (Röm 7, 15.18). Es gibt offenbar so etwas wie eine Entfremdung des Menschen von sich selbst, eine Entfremdung, die sich auch auf unseren Umgang mit anderen auswirkt und auf unseren Umgang mit der Schöpfung. Wir tun oder unterlassen Dinge, die folgenschwer sind und deren Folgen wir nicht in der Hand haben. So gibt es eine weltweite Verstrickung von Elend und Schuld, an der wir durch unser alltägliches Handeln oder Nicht-Handeln beteiligt sind. Schuldig werden können wir aber auch – oftmals unbewusst – durch innere Einstellungen, Vorurteile und Prägungen, die uns anderen vielleicht grundsätzlich mit Misstrauen und Neid begegnen lassen. Oder wir nutzen unsere Talente nicht aus, lassen uns eher treiben als dass wir uns bemühen und engagieren. "Was muss man tun," – so schreibt der Jesuit Willi Lambert - "damit das Gespräch in der Ehe einschläft? Nichts! Was muss man tun, damit nichts besser wird? Nichts! Nichts tun genügt, um schuldig zu werden. Das Wachstum der Liebe zu verweigern ist die gewöhnlichste Form der Sünde."

Ob es sich nun um ein schwerwiegendes Tun oder Unterlassen handelt, um eher alltägliche Fehler und Unaufmerksamkeiten oder um innere Einstellungen, die uns oft gar nicht bewusst sind: Tatsache ist, dass es die Wirklichkeit von Sünde und Schuld gibt, und dass sie sich in den verschiedensten Formen zeigen kann. Wir tun gut daran, uns dies bewusst zu machen. Auch und gerade die Kirche ist keine Elitetruppe, sondern ein Volk, zu dem auch Schwächlinge, Versager und Heuchler gehören und das seine Verwundeten mit sich schleppt.

Vergebung und neues Leben

Das ist die eine Seite der Wirklichkeit. Als Christen sind wir aber nicht in erster Linie auf das Böse und auf Schuld und Sünde fixiert und malen nicht dauernd den Teufel an die Wand. Unser Glaube gilt vielmehr Gott und seinem unbedingten Ja zu seinen Geschöpfen. Darum gehört zu unserer Wirklichkeit auch, dass es einen Ausweg aus der Verstrickung in die Sünde gibt, einen Ausweg, den wir niemals selbst finden könnten. Dieser befreiende Ausweg ist die Zusage Jesu, dass er gekommen sei, "um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten" (Mt 9, 13), und dass auch uns vergeben wird. Dieses Angebot der Vergebung und eines neuen Anfangs kommt in Zeichen und Gestalten zum Ausdruck, zu denen z.B. die Taufe und die Feier der Eucharistie, aber auch Gebete, Fasten oder Werke der Barmherzigkeit gehören. Am eindrücklichsten wird uns die Vergebung jedoch im Sakrament der Buße vermittelt. In der persönlichen Beichte ist es möglich, sich mit

der eigenen Realität auseinander zu setzen, die erkannten Sünden zu bereuen, zu bekennen und sich mit allen Fehlern, allem Versagen und aller Schuld vertrauensvoll in die Arme Gottes zu werfen. Dabei brauchen wir nicht ängstlich und skrupulös zu werden. "Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles" (1 Joh 3, 20).

Wir glauben, dass das Wort der Vergebung, das uns in der sakramentalen Lossprechung zugesagt wird, heilende und verwandelnde Kraft hat. Es kann unser Leben und unser Verhalten von innen heraus verändern. Insofern ist das Bußsakrament nicht nur darauf beschränkt, sich angesichts schwerer Schuld mit Gott und den Menschen wieder zu versöhnen. Es ist auch sonst ein Angebot, das eigene Leben immer wieder bewusst der Heilung auszusetzen und zu vertiefen.

Über das Sakrament der Buße hinaus gibt es aber auch noch weitere, von der Kirche ausdrücklich empfohlene Möglichkeiten, Umkehr und Versöhnung zu erfahren. So kann z.B. ein gut gestalteter Bußgottesdienst eine eigene Weise sein, sich angesichts des Versagens und der Schuld einzelner oder der Gemeinde als ganzer Gott anzuvertrauen und um Vergebung zu bitten. Und schließlich gibt es schon seit frühchristlicher Zeit noch eine besondere Form der Buße: denen, an denen man schuldig geworden ist, seine Verfehlung aufrichtig einzugestehen und sie um Vergebung zu bitten. Zweifellos gehört auch das zu unserem christlichen Leben und hat seine eigene heilende Kraft.

Liebe Schwestern und Brüder, manche von Ihnen kennen sicherlich die Episode von den Beduinen, die einen Europäer verdurstet neben einer Oase finden. "Er war ein moderner Mensch", so lautet ihr Resümee, "er dachte, eine Fata Morgana zu sehen, und hat nicht an das Wasser geglaubt." Lassen wir uns doch auf das großartige Geschenk der Versöhnung ein und riskieren wir nicht, geistlich auszutrocknen. Darum bitte ich Sie auch: Setzen Sie sich in den Gemeinden und Gemeindeverbünden wieder einmal neu und bewusst mit der Bußpraxis auseinander! Versuchen Sie, diese Praxis so zu gestalten, dass sie als Grunddimension unseres Glaubens aufleuchten kann! Machen Sie sich dabei die verschiedenen Möglichkeiten der Feier der Versöhnung bewusst und geben Sie ihnen einen je eigenen Platz im Leben der Gemeinden! Überlegen Sie mit Ihren Pfarrern verlässliche Beichtgelegenheiten an geeigneten Orten und zu sinnvollen Zeiten! Seien wir Menschen, die den Mut haben, auch öffentlich zur Realität von Schuld und Sünde zu stehen und diese weder zu verdrängen noch zu beschönigen! Setzen wir vor allem aber unsere Hoffnung ganz auf die Gnade Gottes und seien wir auch den anderen gegenüber gnädig!

In allen Spannungen dem vertrauen, der uns gerufen hat

Predigt zum Dies sacerdotalis am 3. April 2007 in der Kathedrale St. Sebastian (Jes 61, 1-3a.6a.8b-9; Offb 1, 5-8; Lk 4, 16-21)

Was macht das Profil eines Priesters aus? Was gehört zu seiner eigentlichen Sendung? Was ist seine wichtigste Aufgabe? Welche Priester braucht unsere Zeit und unsere Kirche? Hochwürdige Herren, clevere Unternehmer oder geistliche Väter? Solche Fragen stellen sich in den letzten Jahren immer häufiger. Sollten wir uns Seelsorger wie den Pfarrer von Ars wünschen, intellektuell nicht unbedingt auf der Höhe der Zeit, aber fromm und mit einem weiten Herzen, offen und hilfreich für alle Nöte, Fragen und Probleme, die Menschen bedrücken? Oder wären Männer wie Romano Guardini geeigneter, die Wissenschaft, Liturgie und Apostolat zu verbinden wissen und für viele fruchtbar machen können? Oder sollten wir eher auf Gestalten wie die französischen Arbeiterpriester setzen, die gesicherte Verhältnisse aufgaben und sich solidarisch unter die Benachteiligten mischten? Oder bräuchten wir Leute, die bereit sind, sich zum "Hans Dampf in allen Gassen" weihen zu lassen?

Viele Priester sind über ihre gegenwärtige und zukünftige Rolle verunsichert. Angesichts der Veränderungen in unserem Bistum und in der Gesellschaft werden auch an euch, liebe Mitbrüder, immer neue Erwartungen herangetragen. Ihr sollt als Gemeindeverbundsleiter oder als Kooperatoren tätig sein; manche sehen in euch "sakral legitimierte Heilsvermittler", andere schreiben euch Manager-Aufgaben zu. Und immer wieder wird auch gefragt: "Und wo bleibt bei alledem die Seelsorge?"

Der gute Nachbar von nebenan?

Ist das nicht eine berechtigte Erwartung, die da zum Ausdruck kommt? Es möge doch einen geben, der immer da ist, der Zeit hat; einen, der geistige und geistliche Anregungen gibt, der begleitet; einen, der das Leben bewältigen hilft.

In der deutschsprachigen Romanliteratur der letzten Jahre erscheint dies fast als die Idealgestalt des Priesters. Nicht mehr der Prophet oder "distanzierte" Heilsverkünder ist gefragt, sondern der Mensch an der Basis – als eine Art Sozialhelfer, Berater oder Therapeut. Der

Priester erscheint den Menschen ganz nah; er kennt das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Er ist nicht mehr der "Hochwürden" vergangener Zeiten, sondern so etwas wie "der gute Nachbar von nebenan".

Zweifellos ist das ein positiver Ansatz. Menschenfreundlichkeit spricht an und macht beliebt. Doch kann dies letztlich genügen? Reicht das aus, um die Sendung des Priesters heute zu beschreiben? Wird hier nicht etwas nivelliert, was nicht nivelliert werden darf? Muss nicht nachdenklich machen, dass die Priesterthematik zunehmend aus der ernsthaften Literatur in die Unterhaltungs- und Trivialliteratur und in dementsprechende Fernsehserien abgewandert ist? Publikumswirksam werden Lebens- und Schicksalskonflikte von Priestern mit den Zutaten Rührung, Spannung und Sensation inszeniert. Interessant ist die Persönlichkeit des Priesters, seine Attraktivität und sein Sympathiepotential, nicht mehr aber, wofür er eigentlich einsteht und was unabhängig von seiner Beliebtheit gilt.

Ist sein Dienst nicht größer als die menschliche Wirklichkeit, durch die er sich mitteilt? Wo bleibt der Verweis auf das Göttliche, auf den lebendigen Gott Jesu Christi – in dem der Priester verwurzelt sein soll und den er zu bezeugen hat? Zielt der Hunger der Menschen nach Seelsorge nicht letztlich doch vor allem auf diese Dimension – ob es ihnen bewusst ist oder nicht?

Das nachkonziliar verunsicherte Wesen?

"Der gute Nachbar von nebenan" – ein solches Profil scheint also nicht zu reichen. Wo können wir weiter und tiefer graben? Was kann eine priesterliche Existenz im 21. Jahrhundert bedeuten?

Im Rückblick auf das Zweite Vatikanische Konzil zeigt sich, dass die Gestalt des Priesters fast als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Über seinen Dienst und sein Leben sind Aussagen zu finden, kaum aber über ihn selbst. Eine viel größere Aufmerksamkeit richtete sich dagegen auf das ganze Volk Gottes und das gemeinsame Priestertum; das Selbstbewusstsein aller Gläubigen wurde gestärkt und deren Zuständigkeiten erweitert. Andererseits hat das Konzil das Bischofsamt enorm aufgewertet und die Priester ihm noch deutlicher zu- und untergeordnet, als dies zuvor der Fall gewesen war. Außerdem wurde auch das Amt des Diakons wieder neu belebt und als ständiger Dienst in der Kirche etabliert.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, schon vor über 30 Jahren von Professor Otfried Müller, dem alten Erfurter Dogmatiker und Konzilsberater gehört zu haben, ihm sei als Priester im Gefüge der katholischen Kirche vor dem II. Vaticanum eine wesentlich größere Bedeutung zugekommen als nunmehr. Betrachtet man zudem noch die gesellschaftlichen und kirchlichen Verwerfungen der letzten Jahrzehnte, ist es nicht verwunderlich, dass sich manche Priester in diesem ganzen Geflecht als "nachkonziliar verunsicherte Wesen" empfinden, die nicht mehr wissen, wer sie eigentlich sind. Geraten sie angesichts der territorialen Erweiterungen immer mehr in die Rolle von "Mini-Bischöfen" – oder vielleicht auch von "Maxi-Diakonen"? (vgl. Karl Heinz Neufeld)

Und wie ist nun genau das Verhältnis von gemeinsamem und besonderem Priestertum zu verstehen? Was folgt konkret daraus, dass allen Getauften und Gefirmten zugesagt ist, "Priester des Herrn" zu sein, "Könige und Priester vor Gott", wie es in den beiden möglichen Lesungen der Chrisam-Messe heißt? (Jes 61,6a; Offb 1,6). Was macht das Spezifische des priesterlichen Dienstes aus?

Liebe Schwestern und Brüder, um aus solchen nachkonziliaren Verunsicherungen herauszukommen, empfiehlt es sich, an den Ursprung jeglicher christlicher Berufung zurückzugehen. Dieser Ursprung ist Jesus Christus selbst. Er ruft, er sendet, er beauftragt. Er gibt Anteil an seinem Heilsdienst, Anteil an sich selbst. Dies ist zunächst einmal allen zugesagt. Doch gibt es darin auch spezielle Beauftragungen, die zeichenhaft-sakramental auf diese Zusage, auf diese Gnade verweisen. Sie halten die Gnade wach, sie setzen sie immer neu für die anderen gegenwärtig. Geweihte Priester sind damit Zeugen der Gnade, die sie sozusagen amtlich darstellen und verleiblichen dürfen.

Der begnadete Rufer in der Wüste

Als solche könnte man sie in unserer Zeit auch als "Rufer in der Wüste" bezeichnen. Was macht einen solchen Rufer aus?

Er ruft in der Wüste: das bringt die Erfahrung vieler Priester zum Ausdruck, auf einsamem Posten zu stehen; eine Botschaft ausrufen zu sollen, die kaum bei all den Menschen Gehör findet, für die sie gedacht ist. Jedenfalls ist äußerlich wahrnehmbar oftmals kein Erfolg beschieden. Bisweilen erfährt man höchstens viel später oder gleichsam nebenbei, etwas Wichtiges ausgelöst zu haben.

Bei solcher Vergeblichkeit oder Ungewissheit kann es zu verschiedenen Versuchungen kommen: entweder sich stumm und resigniert zurückzuziehen, weil alles sinnlos zu sein scheint – oder sich an die

Erwartungen der Menschen so anzupassen, sie so zu bedienen, dass die Botschaft verdünnt wird.

Der Rufer in der Wüste ist jedoch kein Entertainer. Er hat nicht für Unterhaltung zu sorgen, nicht einmal für geistige oder gar geistliche Unterhaltung oder Verschönerung.

Damit kommt ein Zweites in den Blick. Der Rufer in der Wüste macht sich nicht selbst zum Rufer. Er hat einen Auftrag und ist Zeuge einer Botschaft, die er sich nicht selbst ausgedacht hat. Ihr ist er bedingungslos verpflichtet, für sie wurde er gerufen.

Und worin besteht diese Botschaft? Sie ist in kurzen Sätzen im heutigen Evangelium zusammengefasst, im Zitat aus dem Propheten Jesaja, das Jesus sich zu Eigen gemacht hat. Sie besteht darin, "den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen die Entlassung zu verkünden und den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen." Und Jesus fügt hinzu: "Heute hat sich dieses Schriftwort erfüllt." (vgl. Lk 4,18–21).

Liebe Schwestern und Brüder, könnte es nicht genau darum gehen, wenn wir von der Berufung des Priesters sprechen? Richtet sich die Sehnsucht der Menschen nach Seelsorge nicht genau darauf? Dann ist der Priester derjenige, der mit seiner Existenz dafür einsteht, es verkörpert und amtlich bezeugt, dass sich diese Zusage Jesu tatsächlich heute erfüllt. Heute: das heißt, in jeder menschlichen Lebenssituation, für alle Menschen. Heute ist der Tag der Erlösung - Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Nichts und niemand kann uns Menschen von der Gnade trennen. Wer eine solche Botschaft ausrufen darf und soll, der kann nur ganz demütig und bescheiden sein. Er weiß, dass er zutiefst Dienender ist. Er weiß auch, dass er sowohl die Größe und Tiefe dieser Botschaft als auch seine eigene menschliche Unzulänglichkeit nur ertragen kann, wenn er in lebendiger Verbindung mit dem bleibt, der ihn ruft. In dem Maße, in dem er das tut, wird ihn die Wüste aber auch nicht erdrücken und lähmen. Er wird vielmehr die Kraft erhalten, bei den Menschen und ihren verschlungenen Wegen zu sein und diese ihre Wege zu begleiten.

Liebe Mitbrüder, vertrauen wir in allen Spannungen, die wir durchleiden, dem, der uns in seinen Dienst gerufen hat! Durch seine Gnade sind wir, was wir sind. Verfallen wir weder Identitätsängsten noch Abgrenzungsstrategien! Bleiben wir offen für den Weg, den er uns zumutet und abverlangt, lassen wir uns dahin führen, wohin er uns haben will.

Auf Hilfe angewiesen

Zur Reise der deutschen Bischöfe ins Heilige Land

Eine Woche lang sind 27 deutsche Bischöfe durch das Heilige Land gepilgert. Was unterschied diese Reise von einem touristischen Aufenthalt?

Drei Aspekte waren uns besonders wichtig: auf Wallfahrt zu gehen, ein Zeichen der Solidarität mit den einheimischen Christen zu setzen und sich über die politische Situation zu informieren.

Neben Begegnungen mit Politikern und führenden Kirchenvertretern gab es auch Treffen mit Kindern und Krankenschwestern. Welchen Eindruck haben Sie von den Menschen im Heiligen Land?

Einen gemischten. Manche resignieren angesichts der schwierigen Bedingungen und wandern aus. Andere engagieren sich in beeindruckender Weise und sind dankbar für alle Hilfe von außen – aber auch darauf angewiesen.

Wie leben die Christen zwischen Arabern und Juden?

Besser wäre es zu sagen: zwischen Juden und Muslimen, denn sie sind selbst Araber und erfahren sich damit in Israel in einer doppelten Minderheitensituation. In den palästinensischen Gebieten nehmen zudem islamistische Herausforderungen zu.

Nur zwei Prozent der Menschen in Israel sind Christen und trotzdem spricht Kardinal Lehmann in einem ersten Resümee von einer "sehr vitalen katholischen Kirche". Was könnten wir von den Christen in Israel lernen?

Weiterhin in Treue zu unserem Glauben zu stehen, die gottesdienstlichen Versammlungen hoch zu schätzen und sich nach Kräften sozial zu engagieren.

Im Heiligen Land gibt es katholische Schulen, die zu 80 Prozent von Muslimen besucht werden. Welche Bedeutung haben diese Schulen für die katholische Kirche und für die Gesellschaft?

Zum einen zeigen sie, dass es uns um alle Menschen geht. Zum anderen helfen sie tatsächlich, Benachteiligte zu qualifizieren, ihr Selbst-

bewusstsein und ihre Dialogfähigkeit zu stärken und sie zu Versöhnung und Toleranz zu befähigen.

Sehen Sie Parallelen zur Rolle der katholischen Schulen im Bistum Magdeburg?

Grundsätzlich ja. Insofern hat das mir auch Mut gemacht. Dabei ist freilich zu beachten, dass wir uns in einem anderen gesellschaftlichen Kontext bewegen und eigene Akzente setzen müssen.

Welche Möglichkeiten gibt es für die Menschen im Bistum Magdeburg, den Christen im Heiligen Land zu helfen?

Am Palmsonntag gibt es in unseren Gemeinden eine Sonderkollekte. Außerdem sind Spenden auch über verschiedene andere Initiativen möglich. Weiterhin wäre es eine große Hilfe, wenn Pilger oder Touristen wieder mehr nach Israel reisen würden. Und dann habe ich auch einen Zivildienstleistenden aus unserem Bistum dort getroffen, nachahmenswert! Schließlich sollte man nicht nachlassen, für den Frieden im Nahen Osten zu beten.

Die Fragen stellte Thomas Lazar, Bistum Magdeburg.

Österliche Konsequenzen

Predigt am Ostersonntag 2007 in der Kathedrale St. Sebastian (Apg 10, 34-43; Kol 3, 1-4; Joh 20, 1-9)

Ein junger katholischer Wissenschaftler sagte dieser Tage einmal: "Wenn ich meinen Kollegen erzählen würde, dass ich das Fest der Auferstehung Jesu feiere und dass ich an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben glaube, dann würden die mich für verrückt erklären! Wie kann ich vermitteln, was wir Christen da feiern?"

Ja, liebe Schwestern und Brüder, was meinen wir eigentlich damit, wenn wir Ostern feiern? Was meinen wir, wenn wir von der Auferstehung der Toten und dem ewigen Leben sprechen? Schließlich gehören diese Aussagen ja zu unserem Glaubensbekenntnis!

Doch was bedeuten sie konkret? Welche Auswirkungen haben sie für unser Leben und auch für das Leben anderer?

Für uns Christen liegt darin eine Hoffnung, die kaum in Worte zu

fassen ist. Diese Hoffnung setzt an ganz sensiblen Stellen und Fragen unserer menschlichen Erfahrung an: "Was ist der Mensch? Wie gehen wir mit unserer Umwelt um? Was kommt nach dem Tod?" Hier ist unsere tiefste Sehnsucht angesiedelt – hier lauern zugleich auch Angst, Not und Verzweiflung.

Und genau an diesen Stellen – so besagt es unsere christliche Hoffnung auf Auferstehung – dürfen wir mit einer ungeahnten Erfüllung rechnen: Nicht Zerfall, Scheitern und Zerstörung haben das letzte Wort, sondern die Lebensmacht Gottes. Das ist unser Osterglaube: die Lebensmacht Gottes setzt sich überall da durch, wo wir Menschen von den Mächten des Todes gefangen sind. Dies ist der Drehund Angelpunkt unseres ganzen Glaubensbekenntnisses. Gott spricht ein bedingungsloses Ja zu jedem Menschen und zum gesamten Kosmos, und dieses Ja zum Leben hat für uns klare Konsequenzen.

Die Würde eines jeden Menschen

Ostern ist das "Ja" zum ganzen Menschen mit all seinen Stärken und Schwächen. Gerade auch das hinfällige, bedrohte und todverfallene Leben ist davon umfangen. Wer an die Auferstehung glaubt, darf davon ausgehen, dass Gott für jeden Menschen eine unvergängliche Zukunft bereithält. Darin spiegelt sich Gottes "Ja" zur Einmaligkeit und Gottebenbildlichkeit jeder Person. Wer an die Auferstehung glaubt, verbindet damit, dass jedem einzelnen Menschen unverlierbare Würde von Gott zukommt, unabhängig von Alter, Gesundheit, Leistung und Glück. Das lehrt Achtung - wie Kant formuliert - vor der Menschheit in der eigenen Person wie in der Person eines jeden anderen. Darum kann man mit dem Menschen nicht machen, was man will. Allen Rufen nach vorgeburtlicher Selektion und aktiver Sterbehilfe muss deshalb deutlich widersprochen werden. Vielmehr sollte stets nach neuen Wegen gesucht werden, das Leben in jeder Phase zu schützen und hilfreich zu begleiten. Aus einer solchen Auffassung vom Menschen als Ebenbild Gottes folgt auch, den anderen Menschen mit Achtung oder sogar liebevoll zu begegnen und sich für das Gemeinwohl zu engagieren. Wie notwendig ist es doch, für Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit einzutreten, für Solidarität und Barmherzigkeit.

Gewandeltes Verhältnis zur Schöpfung

Ostern ist das "Ja" Gottes zu seiner ganzen Schöpfung. Dies umfasst alle Lebewesen, Tiere und Pflanzen, unsere Natur und Umwelt. Gott

sieht in Liebe auf diese seine Schöpfung, die ihren Platz innerhalb seines Planes hat und die zu dem großen Frieden gehört, der uns in der Vollendung zugesagt ist.

Die Schöpfung ist von Gott her deshalb "keine bloße Materie" (Papst Benedikt), die wir Menschen so benutzen könnten, wie wir es wollen. Sie ist kein Rohstofflager, in dem man sich rücksichtslos bedienen kann. Wir sollen die Welt nicht vergöttern, aber auch nicht verteufeln – und vor allem nicht "zum Teufel gehen lassen" (vgl. Franz Kamphaus). Sie ist uns anvertraut worden, damit wir sie hüten und bewahren. Angesichts der ökologischen Krisen, die uns z.B. durch den Klimawandel immer deutlicher vor Augen geführt werden, wird dies zu einem ganz drängenden Gebot. Binnen zwanzig Jahren muss sich unsere Art und Weise zu leben und zu wirtschaften, radikal ändern – so sagen die Experten. Das heißt auch: unsere Beziehung zur Schöpfung muss sich grundlegend wandeln. Wir sind aufgerufen, unsere Verantwortung wahrzunehmen und uns zu einem Lebensstil herausfordern zu lassen, der von Nachhaltigkeit und ökologischer Gerechtigkeit geprägt ist. Jeder und jede Einzelne ist gefordert, verantwortlich mit der Schöpfung und den Mitgeschöpfen umzugehen und unseren Lebensraum künftigen Generationen zu erhalten.

Schließlich ist Ostern das "Ja" Gottes zum Leben über den Tod hinaus. Mit dem Tod ist das Leben keineswegs zu Ende; ein neues, unvorstellbar anderes und erfülltes Leben ist das, was wir erhoffen dürfen – für uns selbst und für die anderen. Damit ist auch gesagt, dass unsere Jahre auf der Erde nicht unser "ganzes Leben" sind, in das wir alles hineinstecken müssten, um es auszuschöpfen.

Hoffnung über den Tod hinaus

Unser Glaube sagt uns vielmehr, dass unsere Identität durch den Tod hindurch gerettet wird und bei Gott in neuer Weise ihre Erfüllung findet. Dieser Glaube kann freilich nur in Bildern und Gleichnissen ausgedrückt werden. Die Formulierung "ewiges Leben" hat deshalb nichts mit einer zeitlichen Ausdehnung zu tun. Es ist der Versuch, Gottes unermessliche Fülle zum Ausdruck zu bringen, an der wir mit allem, was wir sind, Anteil erlangen werden.

Eine solche Hoffnung kann uns gelassen machen im Umgang mit den Grenzen unseres Lebens. Sie kann uns von dem Zwang befreien, möglichst viel haben und festhalten zu müssen. Aus dieser Hoffnung heraus können wir den Mitmenschen zugewandt sein und dem Leben dienen. Ja, es wird zu unserem österlichen Auftrag, uns für eine gerechte Welt zu engagieren. Wir sind dazu berufen, in allem eine Kultur des Lebens zu pflegen und zu bezeugen, die in der Auferstehung Jesu Christi begonnen hat und uns und die ganze Schöpfung mit hinein nimmt. Christlich verstanden ist Ostern also ein Bekenntnis und ein Aufruf zum Leben – im menschlichen Miteinander und im Bezug zur ganzen Schöpfung. Davon bewegt lasst uns voller Freude feiern und mit der Kirche beten: "Schaffe uns neu durch deinen Geist, damit auch wir auferstehen und im Licht des Lebens wandeln."

Religiöse Aufbrüche sind nicht zwingend kirchlich

Im Gespräch mit der Mitteldeutschen Zeitung Halle

Herr Bischof Feige, Ostern ist das Fest der Hoffnung. Gibt es eine stärkere Hinwendung zum Glauben?

Eigentlich gehen wir davon aus, dass der Mensch unheilbar religiös sei. Es gibt aber bei uns viele Menschen, die sich als areligiös verstehen. Gerade hier im Osten hat man den Eindruck, dass diese Haltung zur Identität gehört – oder dazu gemacht wird. Es gibt zwei Thesen dazu: Die eine besagt, die Säkularisierung werde weiter zu-, der Glauben abnehmen. Die andere These geht von einer neuen Suche nach Spiritualität aus.

Wie kann man sich das in der Praxis vorstellen?

Wenn religiöse Aufbrüche stattfinden, so sind diese nicht zwingend kirchlich geprägt. Viele Menschen glauben an alles, nur nicht an die christliche Botschaft. Schon die Frage, was Spiritualität bedeutet, ist offen. Das kann das tiefe, geistige Verständnis eines Gegenstandes sein, schließt aber auch Esoterik ein. Oder es geht gar um Ufos – um Dinge, die zu phantastisch sind, als dass wir nüchternen Christen sie glauben könnten.

Viele leiten aus ihrer Zukunftsangst eine Art Heilserwartung ab.

Wenn sich Perspektiven öffnen, irdische und solche, die darüber hi-

nausweisen, kann ich mein Leben anders betrachten und nicht nur als deprimierend erfahren. Ob man eine Perspektive für sich finden kann, hängt aber von vielen Faktoren ab. Zum Beispiel davon, ob man schon einmal Krisen erfolgreich bestanden hat. Und der Glaube spielt eine Rolle. Das heißt aber auch, dass nicht jeder Christ ein hoffnungsfroher Mensch ist. Auch Christen leiden unter den Lasten dieser Welt.

Unterdessen ist ein ganzer Markt der Spiritualität entstanden.

Wenn es komplizierter wird, müssen wir klarer und eindeutiger werden. Das heißt nicht, gegen die anderen zu agitieren, sondern herauszustellen, was uns wichtig ist. Das Christentum ist ja keine Weltanschauung, keine Theorie, sondern eher eine Lebensweise.

In Berlin hat die Scientology-Organisation einen regelrechten Palast errichtet. Beunruhigt Sie das?

Es beunruhigt mich, wenn Menschen dadurch womöglich instrumentalisiert werden. Kirche will Menschen nicht vereinnahmen, sondern ihnen helfen, dieses Leben sinnvoll zu bestehen.

Wenn Kirche dafür steht, Menschen frei zu machen – muss die Beschwernis des Weges nicht doch zu Mutlosigkeit führen?

Da kann man, gerade in diesen Kar- und Ostertagen, auf unseren "Stifter" Jesus Christus verweisen. Dessen Schicksal ist ja in vielem von großer Vergeblichkeit geprägt – und hat dann eine so gewaltige Wirkungsgeschichte erfahren.

Noch ein Wort zum "trotzigen" Osten. Wieviel DDR steckt noch im größer gewordenen Westen?

Die Geschichte der DDR bleibt lebendig, solange es Menschen gibt, die in diesem Land aufgewachsen sind, solange es Opfer und Täter gibt und sich Menschen als Verlierer der Wende verstehen. Ich habe den größten Teil meines Lebens in der DDR verbracht. Davon bin ich geprägt. Ich wünsche mir diese Zeit nicht zurück, aber ich stehe zu der Erfahrung.

Wenn um Sachfragen wie die Kinderbetreuung gestritten wird, kommt schnell Ideologie ins Spiel.

Das liegt daran, dass man es mit Menschen zu tun hat – und Geschichte nicht am Reißbrett entworfen werden kann. Man hat sich nach dem historischen Umbruch von 1989 nicht hinsetzen können und fragen: Welches sind denn eure besten Erfahrungen? Das heißt aber, dass auch Positives zunächst verworfen worden sein kann.

Blicken wir nach Europa, hat man den Eindruck, der Osten sei in vieler Augen unerwünscht.

Für mich war Europa immer mehr als nur Westeuropa. Das hängt unter anderem mit meinen Reisen als Student zusammen. Und Europa ist kein eindeutig geografisch definierter Raum. Ich sehe Europa als Schicksals- und Wertegemeinschaft, die eine gemeinsame Geschichte und gemeinsame geistige Grundlagen hat: Antike, Judentum und Christentum gehören für mich dazu, auch die Aufklärung. Entscheidend ist das Menschenbild, das sich daraus entwickelt hat. Und eine Staatsform wie die Demokratie. Das Europa der Gegenwart hat den Blick schon weiter nach Osten gerichtet, es kann und darf sich nicht abschotten, da es Verantwortung trägt für die globalisierte Welt.

Und wie hält es die katholische Kirche mit der Ökumene?

Es wird gesagt, Rom sei stärker an den Orthodoxen im Osten als an den evangelischen Kirchen interessiert. Ich sehe das nicht so. Es hat viele Fortschritte in den Beziehungen gegeben – auch wenn nun eine Bremse zu wirken scheint.

Wer zieht die Bremse an, wer kann sie lösen?

Es gibt unterschiedliche Vorstellungen über die Gemeinsamkeit der Kirchen. Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, spricht von der Ökumene der Profile. Aber Profile können auch so scharf sein, dass sie die Abgrenzung verstärken. 2017 steht das Reformationsjubiläum an, eine Dekade soll es vorbereiten. Ganz ohne Polemik frage ich mich: Werden wir uns nach diesen Jahren näher sein oder ferner?

Wie sollen wir es mit den Muslimen im Land halten, die Toleranz und mehr Freiheiten einfordern?

Wir haben ein Grundgesetz, auf dieser Basis sollten wir eine Lösung

suchen. Ich halte es für nicht hilfreich zu sagen, weil die Christen in arabischen Ländern in ihrer freien Glaubensausübung und am Bau von Kirchen gehindert sind, sollten die Moslems in Deutschland vergleichbar behandelt werden. Ich bin gegen Abschottung und für einen ehrlichen Dialog der Religionen. Aber wir sollten auch nicht unsere kulturelle Prägung hintanstellen, sondern zu unserer christlichen Tradition stehen.

Das Gespräch führte MZ-Redakteur Andreas Montag, veröffentlicht am 7. April 2007.

Das hat eine neue Qualität und gilt es zu feiern

Zur wechselseitigen Anerkennung der Taufe in Deutschland am 29. April 2007 im Magdeburger Dom

Warum diese Feier, die Kirchen erkennen die Taufe doch bereits seit langem gegenseitig an?

Tatsächlich kam es schon seit dem II. Vatikanischen Konzil – das heißt seit etwa 40 Jahren – in Deutschland zu mehreren derartigen Vereinbarungen zwischen einzelnen katholischen Diözesen und evangelischen Landeskirchen; in Sachsen-Anhalt zum Beispiel 1990. Aber auch schon vor der Ökumenischen Bewegung des 20. Jahrhunderts hat man mancherorts und gelegentlich die Taufe einer anderen Kirche praktisch anerkannt. Nunmehr jedoch erkennen höchst offiziell auf gesamtdeutscher Ebene elf verschiedene Kirchen die in ihnen gespendete Taufe wechselseitig an. Das hat eine neue Qualität und gilt es wahrzunehmen und zu feiern. Dabei geht es ja auch nicht nur darum, dass jemand bei einer Konversion nicht mehr neu getauft werden muss; vielmehr kommt zugleich zum Ausdruck, dass mit der Taufe etwas gegeben ist, was getrennte Kirchen und Christen fundamental verbindet.

Was bedeutet die feierliche Anerkennung im Blick auf die Ökumene?

Interessanterweise hat der Päpstliche Rat zur Förderung der Einheit

der Christen dazu den Anstoß gegeben und damit deutlich werden lassen, wie wichtig der Katholischen Kirche nach wie vor der Ökumenismus ist. Diese Taufanerkennung bietet freilich keine fertige Lösung für alle Probleme, ist aber ein Ausdruck grundlegender Gemeinsamkeit und ein Ruf an die Kirchen, sich auf dieser Basis noch stärker um die Überwindung der unglückseligen Trennungen zu bemühen. Und dass nicht nur die Evangelische und die Katholische Kirche unterzeichnen, sondern noch neun weitere, darunter auch Orthodoxe Kirchen, ist auf andere Regionen und Länder unserer Erde bezogen durchaus nicht selbstverständlich.

Warum unterzeichnen einige Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Bundesrepublik das Papier nicht?

Einige können da nicht mitgehen, weil sie biblisch-theologische Vorbehalte gegenüber der Kindertaufe haben und selbst nur die so genannte Glaubenstaufe praktizieren; andere hindert ihr Kirchen- oder Sakramentsverständnis. Dennoch sehen die meisten von ihnen diese Unterzeichnung als einen bedeutsamen Schritt an.

Warum findet dieser Akt der Anerkennung gerade in Magdeburg statt?

Zunächst war der Evangelische Kirchentag in Köln im Gespräch. Dann aber kam auf einmal die Idee auf, die Unterzeichnung in Magdeburg vorzunehmen. Und es gibt gute Gründe für diese Ortswahl. Hier haben wir einen Taufstein antiken Ursprungs, der seit dem zehnten Jahrhundert – als Ost- und Westkirche sich noch nicht voneinander getrennt hatten – bis heute in Gebrauch ist. Hier hat es eine Ausstellung über "Tausend Jahre Taufen in Mitteldeutschland" gegeben, begleitet von einem Jahr, in dem in der gesamten Evangelischen Kirche dieser Region die Taufe sehr stark ins Blickfeld gerückt worden ist. Und außerdem lassen sich erfreulicherweise bei uns seit der Wende zunehmend auch Erwachsene taufen, sowohl in der Evangelischen als auch in der Katholischen Kirche. Warum also sollte dieses besondere Zeichen nicht gerade in Magdeburg gesetzt werden?

Die Fragen stellte Thomas Lazar, Bistum Magdeburg.

"Mein Gott ist die Fülle"

Predigt am 31. Mai 2007 auf der Neuenburg (*Lk 10, 29-37*)

Obwohl Elisabeth von Thüringen nur 24 Jahre alt geworden ist und im sogenannten Mittelalter gelebt hat, ist sie heute immer noch im Bewusstsein vieler. Ihr Lebenszeugnis kündet von einer tiefen Mitmenschlichkeit und grenzenlosen Solidarität. Sie, die dem Hochadel angehörte, hat die Schranken von Herkunft und gesellschaftlich anerkannten Maßstäben durchbrochen und ihr kurzes Leben ganz in den Dienst der Kranken und Armen gestellt. Und so ist sie zu einer glaubwürdigen Zeugin der Liebe Gottes zu den Menschen geworden, so dass selbst Nichtchristen mit ihr etwas anfangen können.

"Die Heiligen – schreibt Papst Benedikt XVI. – sind die Lichtspur Gottes, die er selbst durch die Geschichte gezogen hat und zieht". Was kann uns Elisabeth in diesem Sinne als "Lichtspur Gottes" für unsere Zeit sagen?

Ausgangspunkt: Gott ist die Liebe

Der Ausgangspunkt und die Mitte, aus der sie gelebt hat, war die Liebe. "Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm", so heißt es zum Beispiel im ersten Johannesbrief (1 Joh 4, 16). "Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee" – so heißt es in der Enzyklika "Deus caritas est". Am Anfang "steht die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt."

Dies hat Elisabeth zutiefst erfahren. Schon während ihrer glücklichen Ehe mit dem Landgrafen Ludwig, aber verstärkt noch nach seinem frühen Tod hat sie sich von Jesus Christus gerufen gefühlt. Sie spürte, dass er ihr ganz besonders in den Armen und Kranken nahe sein wollte. Getragen von seiner Liebe, hat sie es gewagt, die damals geltenden Normen und Verhaltensweisen zu durchbrechen und ihm eine radikale und konsequente Antwort zu geben. Elisabeth hat es gewagt, hinzuschauen und zu handeln: hinzuschauen auf die Realität, auf das Elend derer, die am Rande lebten; und zu handeln, indem sie ihr ganzes Leben in den Dienst dieser Menschen gestellt hat.

Gottesliebe und Nächstenliebe sind so bei ihr eins geworden. Wie bei Jesus selbst war ihre Zuwendung zu den Armen und Kranken eine direkte Folge ihrer Gottesbeziehung. In ihren bedürftigen Nächsten hat sie Gott erkannt.

So ist ihre Nächstenliebe, ihre Diakonie, weit mehr gewesen als ein Gebot; ja, mehr sogar als der Einsatz für die Armen, mehr als ein Kampf für Gerechtigkeit. Sie war in erster Linie Antwort auf das Geschenk und die Erfahrung, geliebt zu sein.

Diese Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, liebe Schwestern und Brüder, ist höchst aktuell. Auf zweierlei Weise kann sie allerdings verkürzt werden: indem die Nächstenliebe ohne Gottesbezug gelebt wird – oder indem die Gottesliebe die Menschen ausklammert.

Nächstenliebe als rein menschliche "Tugend"

Wenn Menschen sich füreinander einsetzen, so ist dies ein ganz hoher Wert, auch ohne dass er in direktem Bezug zu Gott steht. So manche Menschen in unserem Land, die mit Glaube und Kirche nichts anfangen können, dienen ihren Nächsten so selbstlos, dass sich viele Christen daran ein Beispiel nehmen können. Solche Menschen sind auf ihre Weise – so unsere Auffassung – dem Gott Jesu Christi sehr nahe, auch wenn sie es nicht wissen oder nicht glauben.

Reicht das denn nicht aus? So könnte man fragen. Wozu braucht es in einem solchen Fall dann noch den expliziten Glauben an Gott?

Heilige wie Elisabeth machen uns darauf aufmerksam, was es heißen kann, wenn der tiefste Quellgrund der Mitmenschlichkeit Gott selber ist. Denn: Ohne Gott kann es sein, dass einem angesichts der Härte der Realität der Atem ausgeht. Ohne Gott kann es sein, dass man angesichts des Leidens, das man nicht oder kaum ändern kann, selbst hart wird. Ohne Gott wird es schwer oder unerträglich, wenn man in seinem Engagement auf Unverständnis und Ablehnung stößt, wenn man keine Anerkennung findet und keine Erfolge sieht. Ohne Gott wird es kaum möglich sein, "denen Gutes zu tun, die uns hassen"; die zu segnen, die einen verfluchen oder ihnen die Wange hinzuhalten, wenn man geschlagen wird, wie es in der Bergpredigt heißt (vgl. Lk 6, 27f.). Ohne Gott wird die menschliche Liebe an ihre Grenzen kommen – so hochherzig jemand sich auch für andere einzusetzen mag.

Die heilige Elisabeth hingegen hat uns vorgelebt, dass und wie sehr die Liebe Gottes eine unerschöpfliche Quelle ist, die unsere Arbeit, unsere Begegnungen, unsere praktischen Aktionen nährt, eine Quelle, die uns davor bewahrt, entweder selbstherrlich und hochmütig zu werden – oder zu resignieren und aufzugeben.

Gottesliebe ohne Nächstenliebe

Auf der anderen Seite hat Elisabeth aber genauso glaubwürdig bezeugt, dass diese Praxis der Liebe nicht nur eine Zutat zum Glauben bedeutet, sondern dessen Wesen ausmacht. Gottesliebe ohne Nächstenliebe ist vom christlichen Glauben her gar nicht möglich.

"Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst" – so heißt es im Vorspann zum heutigen Evangelium vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 27). Dass Jesus in diesem Gleichnis so eindringlich und wiederholt zum Handeln aufruft, zeigt, welchen Stellenwert die praktizierte Nächstenliebe für ihn hatte. Und das blieb nicht folgenlos. Klar und deutlich formuliert der 1. Johannesbrief (4,20): "Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott!, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht."

In der frühen Kirche war das liebevolle Engagement für den Nächsten ein entscheidendes Kennzeichen einer christlichen Gemeinde. Es hat viele beeindruckt, selbst den römischen Kaiser Julian, der im 4. Jahrhundert das "Rad der Geschichte noch einmal zurückdrehen wollte". Christlicherseits hat er den Beinamen "Apostata" zugelegt bekommen: "Abtrünniger". Obwohl die gesellschaftspolitische Wende zum Christentum bereits erfolgt und er schon christlich erzogen war, versuchte er doch noch einmal, die alte römische Religion, also das Heidentum, wieder herzustellen. Dafür machte er aber bedeutende Anleihen beim Christentum: Er wollte, dass die neuen heidnischen Priester die Kirche gerade in ihrer Liebestätigkeit nachahmen, ja sogar übertreffen sollten. Entscheidendes Kriterium für die Religion sollte also die Praxis der Nächstenliebe sein.

Damit ist er jedoch gescheitert, denn die heidnische Religiosität war und blieb individualistisch und formalistisch, dem Kult verhaftet und nicht auf Nächstenliebe und sozial-karitatives Engagement ausgerichtet. Und auch heute gibt es Formen von Religiosität und Spiritualität, die nicht unbedingt etwas mit einer Zuwendung zu bedürftigen Mitmenschen zu tun haben, sondern eher individualistischen Interessen dienen: dem eigenen Wohlbefinden, einer Flucht aus der konkreten Welt oder ausschließlicher Selbsterlösung.

Die Gottesoffenbarungen des Alten und Neuen Testaments sind aber eindeutig: Zu wahrer Religion gehört neben der Verehrung Gottes und der Liebe zu ihm auch die Liebe zu den Menschen – und zwar zu allen Menschen. Hierin zeigt sich letztendlich, dass es einer Religion tatsächlich um die "Rückbindung an Gott" geht.

"Wer nicht liebt, bleibt im Tod" (1 Joh 3, 14), das heißt: abgeschnitten vom Gott des Lebens.

Unser Glaube braucht also für seinen Vollzug ganz notwendig den Dienst an den Menschen; an denen, die uns ganz konkret als die "Nächsten" gegeben sind. Besonders wichtig ist dabei all das, was sich rein menschlich nicht "rechnet". Wo jemand etwas sozusagen "umsonst" tut, freiwillig und ohne Erwartung einer Anerkennung oder eines Erfolges. Gerade da kann sich die Liebe Jesu Christi auswirken, die in den Augen der Welt oft als "töricht" erscheint.

In einer christlichen Welt gibt es – so schreibt Heinrich Böll – "Raum für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache; und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe – für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen."

Liebe Schwestern und Brüder, das Gedenken an die heilige Elisabeth kann uns veranlassen, gerade auch denen Raum zu geben, die der heutigen Welt nutzlos erscheinen, hinzuschauen, wo sie sind, in welcher Gestalt sie sich heute zeigen.

Und "aus dem Hinschauen soll und muss ein Handeln werden... Unsere Gesellschaft braucht mehr als Gerechtigkeit, so notwendig diese auch ist. Auf dem Fundament der Gerechtigkeit braucht unser gesellschaftliches Haus auch Barmherzigkeit und Solidarität für jene, die allein mit dem Leben nicht zurechtkommen. Gerade im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen gilt es, der gesellschaftlich anzutreffenden Kälte zu widerstehen und Räume zu bewahren und auszubauen, in denen der Mensch Zuwendung und Wärme empfangen kann." (Hirtenbrief der Bischöfe von Erfurt und Fulda)

Angesichts der Gnadenlosigkeit unserer Gesellschaft mit ihren verschiedenen Zwängen und Versprechungen, sind wir aufgerufen, die Hoffnung zu bezeugen, die uns geschenkt ist. Das ist alles andere als eine billige Jenseitsvertröstung. Es besagt: Gott ist in dieser Welt wirksam anwesend; er liebt das Leben; er ist die Fülle. Niemand soll ohne Perspektive leben, alle sind zur Freiheit berufen. Als Christen sind wir wie die heilige Elisabeth hinein genommen in diese Vision Gottes, in diese Bewegung Gottes, die schon begonnen hat und uns anzieht und verwandelt.

"Ihr sollt die Menschen froh machen!"

Predigt zur Jugendwallfahrt am 2. Juni 2007 im Kloster Huysburg (Phil 4.4-7; Mk 10, 17-21)

"Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?" Diese Frage des Mannes aus dem Evangelium scheint nicht unsere Frage zu sein. Wer von euch würde seine Eltern, Lehrer oder Seelsorger so abgehoben fragen?

Bewegen euch und viele Jugendliche nicht ganz andere Probleme: Wie kann ich meine Existenz sichern? Wie komme ich zu möglichst viel Geld, damit ich mir meine Träume erfüllen kann? Wie kriege ich einen Job? Welche Berufsausbildung kann ich machen, welches Studium ergreifen? Wie kann ich mich entfalten? Was macht mir Freude? Wer versteht mich, akzeptiert mich, liebt mich? Auf wen kann ich mich verlassen? Gibt es jemanden, der oder die mit mir durch dick und dünn geht und auch zu mir hält, wenn ich scheitere und am Boden bin? Wer könnte mich brauchen? Wer würde sich über mich freuen? Was könnte der Sinn meines Lebens sein? Wofür lohnt es sich zu leben, sich einzusetzen? Was hat Wert, Bestand – selbst über den Tod hinaus? Was sind Schätze, die nicht Rost oder Motten zerstören können? Was könnte mich unvergesslich machen – bei Menschen, bei Gott? Genialität und Erfolge in Wissenschaft, Politik und Künsten? Mancher ist durch Grausamkeit und Schrecken in Erinnerung geblieben. Weit mehr aber sind durch ihre Güte und Barmherzigkeit zu unvergesslichen Hoffnungszeichen für die Menschheit geworden.

"Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?"

Was muss ich tun, um wahrhaft sinnvoll zu leben? Vielleicht ist diese Frage doch gar nicht so abwegig oder unmodern? Vielleicht treibt sie unsere Sehnsüchte nur auf die Spitze und fasst zusammen, worum alle unsere Fragen kreisen: Worauf kommt es letztendlich im Leben an? Was ist entscheidend? Und was muss ich dazu tun?

"Verkaufe, was du hast" und "gib das Geld den Armen", "dann komm und folge mir nach!" Das ist die Antwort, die Jesus im Evangelium dem Fragesteller gibt. Mit einer solchen Radikalität hat der nicht gerechnet, und er geht – wie es heißt – "traurig weg, denn er hatte ein großes Vermögen".

Eine solche Radikalität macht auch mich – und vermutlich euch

auch – betroffen und etwas ratlos. Warum ist Jesus gegenüber Reichtum und Besitz so kritisch? Dahinter steht eine alte Erfahrung – und auch Märchen sprechen davon: Besitz verändert den Menschen. Eigentlich müsste man davon glücklicher, sorgloser, großzügiger und hilfsbereiter werden. Es ist aber eigenartig: Stattdessen werden andere Mechanismen in Gang gesetzt.

"Was ist das bloß mit dem Geld?", fragt in einer Anekdote aus dem Ostjudentum jemand den Rabbi. Und der verweist auf ein Fenster und auf einen Spiegel. "Siehst du", sagt er: "Das Fenster ist aus Glas gemacht und der Spiegel ist aus Glas gemacht. Man braucht bloß ein bisschen Silber dahinter zu legen, schon sieht man nur noch sich selbst." Wer etwas besitzt, möchte immer mehr haben. So sagt auch der Volksmund: "Je mehr er hat, je mehr er will." Der Besitzende kann sogar zum Besessenen werden. Die Sorgen nehmen zu. Wie kann ich meinen Reichtum sichern? Wie kann ich ihn mehren? Für viele sind das bedrängende Fragen. In diesem Sinn tut man sich auch schwerer, etwas wegzugeben. Die relativ größeren Spenden kommen zumeist von weniger Begüterten. Um noch mehr anzureichern, kann man sogar käuflich und gewissenlos werden und sich herrschenden Verhältnissen berechnend anpassen. Wer hingegen nicht so abhängig ist, legt oftmals mehr Mut an den Tag. Das bestätigt zum Beispiel auch Karl Marx, wenn er sagt: "Der Proletarier ist revolutionär, weil er nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hat." Beziehungen werden vergiftet. "Beim Geld hört" - wie es heißt - "die Freundschaft auf." Das Verständnis und Interesse an personalen und geistigen Werten wie zum Beispiel Treue, Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit, Freundschaft, Erbarmen geht zurück. Religiöse Fragen versanden.

Natürlich kann man mit Geld, Reichtum und Besitz auch Gutes tun; man kann sich davon aber auch den Charakter verderben lassen. Und darum ist Jesus so kritisch und radikal.

Elisabeth von Thüringen hat dies ins Herz getroffen und herausgefordert. Sie konnte das menschliche Leid und die gesellschaftliche Ungerechtigkeit ihrer Zeit nicht einfach übersehen oder hinnehmen. Sie konnte auch nicht alle Probleme lösen. Sie hat aber die Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung standen, leidenschaftlich eingesetzt. Sie hatte weder ein kaltes Herz noch den Krampf in den Fingern. Sie wusste sich von Gott geliebt und fühlte sich gedrängt, diese Liebe an ihre armseligen Mitmenschen weiterzugeben. Und das hat man sich gemerkt bis zum heutigen Tag: Christen und Nichtchristen. Obwohl sie nur 24 Jahre alt geworden ist, ist ihr Lebenszeugnis noch immer im Bewusstsein vieler.

"Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen hat froh gemacht."

So lautet ein – jedenfalls mir – bekannter Kanon. Was aber heißt das: Menschen froh zu machen? Im Internet findet man dazu zum Beispiel die Rede von einem "Lernziel Fröhlichkeit". Die Deutschen würden viel zu wenig lachen, heißt es da. Man solle sich aktiv darum bemühen, wieder froh zu werden. Z. B. könne man ja einem "Lachclub" beitreten. Oder es werden T-Shirts mit der Aufschrift "Think positive" angeboten. Andere geben den Rat, man solle versuchen, immer "gut drauf" zu sein, weil man dann mehr Erfolg habe. Und jemand verbindet das Thema mit seinen positiven Erfahrungen beim Einkauf in einer großen Handelskette, in dem er bemerkt: "Dort machen schon die Tüten froh!"

Ist es das, was Menschen froh macht? Reichen dumme Sprüche, alberne Bemerkungen oder spaßige Lachsäcke, um unseren Lebensmut zu steigern? Amüsiert sich eine Spaßgesellschaft, die selbst Nachrichtensendungen immer mehr als Unterhaltungsshows inszeniert, nicht allmählich zu Tode? Kann einem nicht oftmals das blöde Lachen vergehen? Hat die hl. Elisabeth den Kranken und Armen etwa Witze erzählt, um sie so von ihren Schmerzen und Sorgen abzulenken, oder ihnen viel Spaß gewünscht? Das wäre makaber!

Keine Frage: Es kann tatsächlich etwas sehr Schönes und Heilsames sein, Menschen zum Lachen zu bringen und ihnen auf diese Weise auch Freude zu schenken; vor allem, wenn der Humor wirklich echt und tief und nicht billig und abgestanden ist. Menschen richtig froh zu machen, ist aber mehr als sie nur spaßig zu unterhalten. In manchen Situationen würde uns der Witz im Halse stecken bleiben.

Wahre Freude kommt wohl erst da auf, wo Einsamkeit durchbrochen und Geborgenheit erfahren wird, wo Menschen Nöte wahrnehmen, sich von ihnen ergreifen lassen und sie zu lindern versuchen, wo jemand bereit ist, sein Leben zu teilen, sein Herz oder wenigstens etwas von sich zu verschenken, sympathisch zu sein – das heißt mitzuleiden.

Elisabeth war dazu bereit und hat damit anderen Menschen geholfen, ihr Leben gelassener, mutiger oder froher zu bestehen. Sie hat Brot verteilt und Hunger gestillt. Die Legende hat daraus Rosen werden lassen und damit die Freude zum Ausdruck gebracht, die selbstlose Taten auslösen können.

Liebe Jugendliche! "Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?" Vielleicht stellt der eine oder andere von euch sich doch einmal diese Frage. "Verkaufe, was du hast" und "gib das Geld den Armen", hat Jesus darauf geantwortet, "dann komm und folge mir nach!" "Ihr sollt die Menschen froh machen!" so legt es uns die hl. Elisabeth ans Herz.

Das alles hat nicht nur irgendwie miteinander zu tun. Als Christen gehört es für uns zusammen: nicht im Egoismus zu erstarren, für unsere Mitmenschen empfindsam zu bleiben, unsere Gaben und Güter hilfreich einzusetzen, viele froh zu machen, und dabei selbst froh zu werden, jetzt und im Blick auf das, was uns noch erwartet – auf Erden und im Himmel.

Habt Mut dazu, euer Leben nicht leichtfertig zu verschleudern! Habt Mut dazu, es geistvoll einzusetzen!

Musik zählt zu den elementaren Ausdrucksformen

Im Gespräch mit "musica sacra"

Nennen Sie bitte zwei oder drei Ihrer Lieblingslieder aus alter und neuer Zeit.

Mich dabei so zu beschränken, fällt mir nicht leicht, ich singe sehr gern. Außerdem wäre es auch interessant, ausführlicher zu begründen, warum mich gerade dieses oder jenes Lied besonders bewegt: ob die Melodie oder der Text dafür ausschlaggebend sind, oder mehr noch die Situation, in der es einem zu Herzen gegangen ist und die bei dessen Singen bewusst oder unbewusst immer wieder "hochkommt". Auf jeden Fall gehören zu meinen Lieblingsliedern aus früherer Zeit "Wie freue ich der Botschaft mich" und "Das alte Jahr verflossen ist", seit meiner Kindheit durchgehend "Großer Gott, wir loben dich" und neuerdings auch "Wer nur den lieben Gott lässt walten".

Was war Ihre erste Berührung mit der Kirchenmusik, an die Sie sich erinnern können?

Aktiv habe ich schon bald nach meiner Erstkommunion in einer Jungen-Schola mitgesungen. Später kamen Klavier- und Orgelunterricht sowie die Mitgliedschaft in einem Kirchenchor hinzu.

In der Abschlusserklärung der "Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland" (Beschluss zum Gottesdienst am 21.11.1975) heißt es: "Eine auf das gesprochene Wort reduzierte Gemeindeliturgie ist nicht nur stimmungsmäßig eine Verarmung, sondern hier sind Verkündigung und Lobpreis um eine ganze Dimension menschlicher Ausdrucksfähigkeit verkürzt." Welche Funktione(n) hat für Sie die Musik in der Liturgie heute?

Musik zählt zu den elementaren Ausdrucksformen des menschlichen Lebens. Vor allem dann, wenn der Mensch vor Gott steht, reicht das bloße Reden nicht aus. So betont schon Augustinus: "Erklären können wir es nicht, verschweigen dürfen wir es nicht, also singen wir." Und im Epheserbrief (5,19) werden wir geradezu dazu aufgefordert, "Psalmen, Lieder und Hymnen erklingen zu lassen", und "Gott aus vollem Herzen" zu singen und zu jubeln. In der Liturgie lobt und preist die Kirche das Heilshandeln Gottes, und die Musik unterstützt das nicht nur, sondern ist selbst Ausdruck dieses Lobpreises, aber auch der Klage und des Bittens. Erhellend ist für mich dabei auch die Liturgiepraxis im byzantinischen Ritus, die einerseits zwar keine instrumentale Kirchenmusik kennt, andererseits aber auch keine stille oder nur gesprochene bzw. "gelesene" Messe, keinen Gottesdienst ohne Gesang. Dieser ist kein zusätzliches Element einer gehobenen Feierlichkeit, sondern untrennbar mit der Liturgie verwoben; ja die rein vokale Musik, die "Musik der Textaussprache" (E. Jammers), wird als feierlichste und erhabenste Form der Verkündigung aufgefasst. "Gesang" ist hierbei regelrecht ein Synonym für "Gottesdienst". Von einem solchen Verständnis überzeugt, ist es für mich selbstverständlich, dass zu jeder Liturgiefeier auch musikalische Ausdrucksformen gehören.

Das Zweite Vatikanische Konzil bezeichnet die Kirchenmusik als "notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie" (SC 112). Welche Erwartungen verbinden Sie mit dieser Forderung, ein Gottesdienst solle so etwas wie ein "Gesamtkunstwerk" sein?

Wenn der Gottesdienst ein Gesamtkunstwerk sein soll, dann ist einerseits zu respektieren, dass die Kirchenmusik eine eigene Wirklichkeit darstellt und die Liturgie nicht bloß begleitet. Andererseits steht sie im Dienst der Liturgie, im Dienst der Verkündigung und darf deshalb keine "Selbstdarstellung" werden. Diese Spannung ist immer wieder auszutarieren. Das erfordert einen sensiblen Dialog aller Beteiligten. Die Kirchenmusik sollte der Realität der jeweiligen

feiernden Gemeinde gerecht werden, sie weder über- noch unterfordern und sie zum Gebet und zur "tätigen Teilnahme" (vgl. SC 14) anregen. Vor allem soll sie – entsprechend der jeweiligen liturgischen Handlung – den Lobpreis Gottes unterstützen und zum Ausdruck bringen. Dazu gehört auch, dass die Musik vor Banalität und Nachlässigkeit bewahrt wird. Ebenso wenig sollte sie dazu instrumentalisiert werden, "Stimmung zu machen".

Das Zweite Vatikanische Konzil betont die Pflege und Bewahrung des Schatzes der überlieferten Musik, ruft die Kirchenmusiker aber auch auf, diesen Schatz durch Vertonungen zu mehren, welche "die Merkmale echter Kirchenmusik an sich tragen." Zeitgenössische, künstlerisch anspruchsvolle Musik scheitert jedoch häufig an den Aufführungsmöglichkeiten vor Ort und den Erwartungen nicht weniger Gemeindemitglieder. Wie sehen Sie die Akzeptanz dieser Musik durch die Gemeinde, welchen Umfang sollte zeitgenössische Musik als Ausdruck des Glaubens unserer Zeit in der Liturgie haben?

Hier ist sicher zwischen städtischen und ländlichen, traditionsbewussten und experimentierfreudigen, großen und kleinen Gemeinden zu unterscheiden. Viele tun sich in der Regel mit wirklich moderner Musik schwer. Der Mut und die Bereitschaft, sich darauf einzulassen, aber auch die personellen und künstlerischen Voraussetzungen dafür, sind vielerorts in der Tat kaum vorhanden. In manchen Gruppen und Kreisen sehe ich aber durchaus ein Interesse an zeitgenössischer Kirchenmusik. Eine behutsame und kompetente Hinführung würde dies sicher unterstützen. Sich damit auseinanderzusetzen, bedeutet ja auch, mit der Gegenwartskultur in einen Dialog einzutreten

Welche Kenntnisse über Theologie erwarten Sie von den Kirchenmusikern, welche kirchenmusikalischen von Ihren Priestern?

Da die Kirchenmusik sowohl eine eigene pastorale Aufgabe hat als auch im Dienst der Liturgie steht, erwarte ich von beiden Seiten jeweils mindestens gediegene Grundkenntnisse. Nur so kann es zu einer immer neuen Besinnung auf das Wesen der Liturgie und ihrer Aktualisierung in der jeweiligen Gegenwart kommen.

Eine blühende Kirchenmusik wird offiziell als unverzichtbarer Bestandteil einer feierlichen Liturgie und als Ausdruck einer lebendigen Gemeinde gesehen. Welchen Stellenwert nimmt die Kirchenmusik angesichts der derzeitigen Sparmaßnahmen im Finanzhaushalt Ihres Bistums ein?

Da wir in der Diaspora noch nie üppige Verhältnisse hatten und uns nur wenige hauptamtliche Kirchenmusiker leisten konnten, war es schon immer wichtig, auch auf Neben- und Ehrenamtliche setzen zu können und sie zu fördern. Dabei ist uns die kirchenmusikalische C-Ausbildung eine große Hilfe. Ich bin dankbar und freue mich, dass es in unserem Bistum viele Kirchenchöre, Jugendbands sowie Kinderscholen gibt und sich viele in diesem Bereich engagieren. Angesichts unserer begrenzten Möglichkeiten können wir keine zusätzlichen Gelder verteilen, hoffen aber, im Miteinander von Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen die Kirchenmusik nicht nur am Leben zu erhalten, sondern auch ihre Entfaltung und ihr Niveau zu fördern.

Veröffentlicht in "musica sacra" im Juni 2007

Demokratie ist alltäglicher als der Traum von ihr

Aus dem Grußwort zum Empfang der Kirchen in Sachsen-Anhalt am 5. Juni 2007

Sehr geehrte Damen und Herren, im Namen und Auftrag aller gastgebenden Kirchen begrüße ich Sie zu unserem heutigen ökumenischen Jahresempfang recht herzlich. Wir freuen uns, dass Sie unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind...Ganz besonders herzlich begrüße ich im Namen aller den Referenten des heutigen Abends, Herrn Professor Dr. Richard Schröder. "Demokratie braucht Tugenden", so lautet sein Thema.

Ich erinnere mich noch sehr genau des Jahres 1990 mit seinen drei Wahlen. Es waren die ersten freien Wahlen meines Lebens, auch die meiner damals 70jährigen Mutter. Nur mein Vater, Jahrgang 1912, hatte vor der Herrschaft des Nationalsozialismus schon einmal die Möglichkeit solcher Wahlen gehabt.

Es war ein berauschendes Gefühl, nun endlich Demokratie zu erleben und sie mitgestalten zu können. Im Wahllokal meines Hauptwohnsitzes setzte sich damals die Kommission überwiegend aus Mitgliedern meiner Kirchengemeinde zusammen. Viele – Christen wie Nichtchristen – ließen sich begeistert auf die neuen gesellschaftlichen Möglichkeiten ein.

Doch schon bald zeigte sich: Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr. Oder etwas anders formuliert: Die Demokratie ist alltäglicher als der Traum von ihr. Sie hat auch Krisen zu bestehen und bleibt nur lebensfähig, wenn alle Bürgerinnen und Bürger sich ihrer Mitverantwortung bewusst sind. Bedauerlicherweise hat diese Haltung nachgelassen. Die Beteiligung an den letzten Wahlen sowie andere Vorgänge und manche Äußerungen machen nachdenklich. Viele Deutsche sind – wie Trenderhebungen zeigen – mit dem Funktionieren der Demokratie unzufrieden.

Die Sorge, dass die arbeits- und sozialpolitische Situation und die damit zusammenhängenden, immer noch ungelösten Probleme das System unserer Demokratie insgesamt in Frage stellen könnten, scheint nicht unbegründet zu sein. Die Demokratie muss sich also bewähren. Und dabei spielen entsprechende Einstellungen und Verhaltensweisen – auch politische Tugenden genannt – auf Seiten aller am politischen Leben beteiligten Akteure eine entscheidende Rolle.

Wir brauchen eine Kultur der Aufmerksamkeit

Gemeinsames Wort der Kirchen in Sachsen-Anhalt, verlesen in allen Gottesdiensten am 20. Juni 2007

Liebe Schwestern und Brüder, besorgt über die Situation in unserem Land wenden wir uns an Sie mit einem gemeinsamen Wort. Vor einem Jahr verbrannten Rechtsextremisten in Pretzien das Tagebuch der Anne Frank. Weitere Übergriffe extremistischer Gruppen und Einzelpersonen gab es an unterschiedlichen Orten in Sachsen-Anhalt, zuletzt auf erschreckende Weise in Halberstadt; Zeichen von geistiger Verirrung, Rohheit und fehlender Achtung vor dem Menschen. Intoleranz und Gewalt sind nicht vereinbar mit grundlegenden Werten des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft. Sie sind erst recht nicht vereinbar mit der Botschaft des christlichen Glaubens.

Gemeinsam wollen wir Sie ermutigen, diese Situation nicht widerspruchslos hinzunehmen, sondern ihr mit Entschiedenheit zu begegnen.

Wir brauchen unter uns eine Kultur der Aufmerksamkeit. Schauen Sie nicht weg, wenn in ihrem Lebensumfeld extremistisches Gedan-

kengut um sich greift! Widersprechen Sie rechten Parolen, die für gesellschaftliche Probleme radikale und einfach klingende Lösungen fordern! In der Freizeit, auf der Arbeit, in Nachbarschaft und Familie. Werden Sie aktiv, wenn Menschen zu Opfern von Gewalt werden! Stehen Sie denen bei, die Ihre Hilfe brauchen! Die Erfahrung zeigt, wo eine Gesellschaft aufmerksam hinschaut, da haben Neonazis es schwer, Fuß zu fassen.

Unsere Gemeinschaft braucht Menschen, die Verantwortung übernehmen für andere. Ohne glaubwürdige Vorbilder läuft die Suche vieler Jugendlicher nach Orientierung und Zukunft ins Leere. Darum: engagieren Sie sich für die Jugend! Beteiligen Sie sich an Angeboten einer inhaltlich wertvollen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen! Suchen Sie das Gespräch mit demokratischen Parteien und Initiativen, bringen Sie sich und Ihre Überzeugungen ein in den gesellschaftlichen Diskurs! Begleiten Sie problematische Entwicklungen mit Ihrem Gebet!

Als Christen sind wir in besonderer Weise herausgefordert, unseren Beitrag dafür zu leisten, dass die Leben stiftende Kraft des Evangeliums ihren Ausdruck findet im Miteinander der Menschen, in Toleranz und Offenheit, in Solidarität und der Suche nach "der Stadt Bestem".

Bischof Dr. Gerhard Feige Bistum Magdeburg

Bischof Axel Noack Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen

Kirchenpräsident Helge Klassohn Evangelische Landeskirche Anhalts

Landesbischof Dr. Friedrich Weber Evangelisch-lutherische Landeskirche in Braunschweig